Lebensbeschreibung

Benjamin Franklin's,

des

thatkräftigen Mannes und freisinnigen

Volksfreundes.

Eine Volksschrift

zur

Beförderung edler Menschlichkeit, tüchtigen Bürgersinnes

und uneigennütziger Vaterlandsliebe.

Von

Julius Kell.

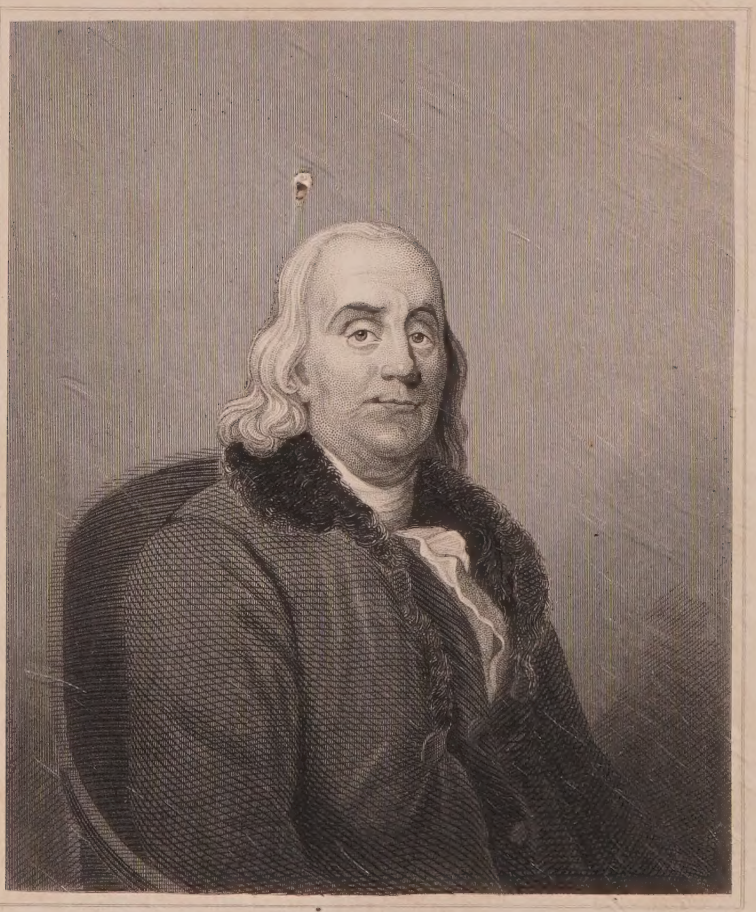
(Nebst einem Bilde Franklin's mit Facsimile.)

30931/A

B. xxiv Fra

KELL

30931/A



W.C. Wrankmore sculpt.

B. Franklin

Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig.

7492

Lebensbeschreibung

Benjamin Franklin's,

des

thatkräftigen Mannes und freisinnigen Volksfreundes.

Eine Volksschrift

zur

Beförderung edler Menschlichkeit, tüchtigen Bürgersinnes und uneigennütziger Vaterlandsliebe.

Von

Julius Kell.

(Nebst einem Bilde Franklins.)

Leipzig,
Verlag von Julius Klinkhardt.
1845.

WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

Vorwort.

Wir haben versucht, für das Deutsche Volk das Leben des Amerikaners, Benjamin Franklins zu schildern. — Franklin ist in der ganzen Welt bekannt, und wer auch nichts weiter von ihm wüßte, kennt ihn doch als Erfinder der Blitzableiter; es ist aber der Mühe werth, ihn, sein Leben, sein Wirken, seine Grundsätze näher kennen zu lernen; und dazu soll diese Lebensbeschreibung beitragen.

Wo das Leben eines großen Mannes so vieles Interessante bietet, da bedarf man keiner erdichteten Ausschmückung von Seiten des Lebensbeschreibers, und wir versichern unsern Lesern, daß Nichts in dieser Geschichte erdichtet, sondern

Alles volle Wahrheit ist. Franklin selbst hat eine Lebensbeschreibung in Englischer Sprache, (wenn auch leider nur etwas über die Hälfte seines Lebens umfassend,) und eine Menge anderer Schriften, so wie eine Unzahl Briefe hinterlassen, die wir gedruckt besitzen, und woraus der Verfasser dieser Volksschrift sowohl die Thatsachen von Franklins bewegter Lebensgeschichte geschöpft, als auch angeführte Worte, Grundsätze, Lebensregeln und Anekdoten genommen hat. Alle in dieser Geschichte vorkommenden Personen haben also wirklich gelebt, alles Erzählte ist wirklich geschehen, und Alles, was als „Rede" Franklins aufgeführt ist, hat er selbst gesprochen oder geschrieben, und der Verfasser hat Franklins eigne Worte, zur beßren Unterscheidung, stets durch „Anführungszeichen" bezeichnet. Alles Uebrige hat der Verfasser dieser Lebensbeschreibung unserm Franklin entweder nacherzählt, oder aus seinen übrigen hinterlassenen Schriften und Briefsammlungen ergänzt, zusammengestellt und selbstständig verarbeitet, und dann die nöthigen Betrachtungen für Deutsche Leser und die eingeflochtenen Anmerkungen, zu richtiger Beurtheilung der Grundsätze, Handlungen und Geschichten Franklins, so wie der Staatsverhältnisse Nordamerikas und des Amerikanischen Freiheitkampfes, hinzugefügt. —

Hierbei war es des Verfassers eifrigstes Bestreben, den großen Mann treu und wahr zu schildern. — Es hat

ihn weder Vorliebe verleitet, des edlen Mannes Tugenden über die Gebühr zu erheben, oder seine Fehler zu bemänteln und zu verdecken, oder seine — nach des Verfassers Ansicht — falschen Grundsätze und Lebensansichten zu verstümmeln, oder mit einem frommen Mäntelchen zu umgeben; — noch hat er da, wo Franklins Ansichten und Lebensregeln von den seinigen abweichen, irgendwie ungerecht gegen denselben werden wollen! Der Leser sollte Franklin heranwachsen, leben, handeln sehen, reden und urtheilen hören; — und der Verfasser wollte zur Beurtheilung dieses Lebens nur eine Anleitung geben, nicht aber dem Urtheil Anderer vorgreifen, oder es gar willkührlich durch Verschweigung oder Verstümmlung der Wahrheit bestimmen wollen. Wir wollten kein Ideal hinstellen, — was Franklin nicht war, sondern einen großen — — Menschen schildern, mit seinen Tugenden und seinen Fehlern! —

Weil aber Benjamin Franklin ein edler Charakter, ein tüchtiger Mann, im besten Sinne des Wortes, ein gesinnungsvoller, thatkräftiger Staatsbürger war, — so glaubte der Verfasser in einer Zeit, wie der unsrigen, wo das öffentliche Leben in Staat und Kirche dringender als je des Einzelnen Kraft in Anspruch nimmt, kein beßres Beispiel unserm Volke hinstellen zu können, als das des großen Amerikaners, — der, als ein einfacher Gewerbsmann, der Wohlthäter seines Wohnorts, ja der ganzen Menschheit

ward, und durch sein Wort, seine Schriften und seine Handlungen sich als wahrer, uneigennütziger, begeisterter Volksfreund und Vaterlandsvertheidiger, wie als Verfechter einer auf Gesetz und Ordnung begründeten bürgerlichen Freiheit, in einem langen Leben erwiesen hat. — Benjamin Franklin mag in einer Zeit, wo der Grundsatz, daß „jeder sich selbst der Nächste sei," so viele Freunde findet, ein Beispiel sein, wie man, trotz aller abweichenden, religiösen Meinungen, das Hauptgebot des Christenthums — „du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst" — erfüllen könne. Er mag in einer oft kirchenfeindlichen Zeit, in seinen Fehlern und Verirrungen aber auch die Schattenseiten eines, bald Gott entfremdeten Lebens, bald wenigstens unkirchlichen Tugendeifers und selbstgemachter, sittlicher Grundsätze, zeigen! —

Möchten doch recht Viele aus unserm Volke von dem Manne lernen, der so viel gelernt, so viel erlebt, so viel erdacht, so viel geredet, so viel gethan, der so viel gekämpft und so viel errungen hat! — — Möchte namentlich seine Liebe zu Volk und Vaterland und gesetzmäßiger Freiheit die deutschen Völker, so wie jeden Einzelnen zur Liebe gegen sein Volk und sein deutsches Vaterland begeistern! Möchte die Geschichte des in Franklins Leben tief eingreifenden Freiheitskampfes der Englischen Colonie gegen den Druck Englands vor allen un-

fern, unter wohlwollenden Regierungen stehenden Staaten Deutschlands, zeigen, wie viel sie an ihren guten Regierungen bereits haben; möchten dadurch namentlich auch die Bürger unsers Sächsischen Vaterlands zum Bewußtsein gelangen, wie viel wir, als constitutionelle Staatsbürger von dem, was Franklin für sein Volk erkämpfte, durch das Vertrauen und die Uneigennützigkeit unsers edlen Königs, der dem Sächsischen Volke eine freie Verfassung und zu den treugeübten Pflichten auch die theuren Rechte gab, durch selbstgewählte, einheimische Volksvertreter Gesetze zu treffen und Steuern zu bewilligen, — bereits besitzen! Möchten Deutsche Völker und Staatsbürger daraus lernen, wie viel sie, selbst unter den bestehenden, sich immer mehr entwickelnden Verhältnissen, durch Gemeinsinn und Uneigennützigkeit, durch Rechtsinn und Gerechtigkeitsliebe, das allgemeine Beste fördern könnten, wenn sie nur wollten, zur Bestätigung der alten Regel: laßt uns besser werden, bald wird's besser sein! Möchten nur Alle, die Franklins Leben lesen, in ihren Verhältnissen, gleich Franklin, Zeit, Kraft und Leben uneigennützig und begeistert für das Dorf, die Stadt, das Land, — die Gemeinde oder den Staat, in dem sie leben und zu wirken berufen sind, anwenden, und nur solche Christen in der That sein, wie Franklin es war, — obschon er es nicht sein wollte! — —

Wenn diese Lebensbeschreibung das erreicht, dann wird der Verfasser sich glücklich schätzen, seinem lieben, Deutschen Volke das Leben des edlen Amerikaners vorgeführt zu haben.

Pappendorf, bei Haynichen im Königreiche Sachsen,
am Geburtstage Franklins, den 17. Jan. 1845.

Julius Kell.

Erstes Kapitel.

Franklins Kinderjahre.

Benjamin Franklin ward geboren den 17. Januar des Jahres 1706 zu Boston in Neuengland im nördlichen Amerika. Er war das funfzehnte von den siebzehn Kindern des Seifensieders Josias Franklin, der im Jahre 1682 aus England nach Amerika ausgewandert war. Die Familie gehörte nämlich zu einer der zahlreichen reformirten Kirchenparteien, welche sich von der in England herrschenden bischöflichen Kirche losgesagt hatten und deshalb Nonconformisten hießen. Da diese von der herrschenden bischöflichen Kirche damals vielfach gekränkt worden waren, ihnen auch die Abhaltung religiöser Versammlungen durch ein Gesetz verboten worden war, so hatten sie sich kurz entschlossen und waren zu Tausenden nach Amerika ausgewandert. — So auch unter andern die Quäker, welche den Staat Pennsylvanien gründeten, in welchem Franklin später als Staatsmann wirkte. —

Schon früher, unter der Regierung der katholischen Königin Maria, hatte sich Franklins Großvater, ein ehrlicher Grobschmidt zu Eaton in England, durch treue Anhänglichkeit an die Reformation ausgezeichnet. Obschon nämlich die Königin durchaus Alles wieder katholisch machen wollte und Alle, die sich dazu nicht verstanden, entweder in das Gefängniß stecken, oder unter dem Beile des Henkers für ihren Glauben morden ließ, so hatten doch die damals unternommenen Verfolgungen unsre eifrig evangelische Familie nicht irre gemacht in ihrem Bekenntnisse. So besaßen sie auch eine englische Bibel, und da das damals eine vorzüglich verbotene Waare war, so fielen sie auf den Ausweg, sie offen,

mit über die Bibel hergespannten Bindfäden auf der innern Seite des Lehnstuhldeckels zu befestigen. So oft nun der Großvater der Familie daraus vorzulesen wünschte, kehrte er den Lehnstuhldeckel auf seinen Knieen um und brachte die auf beiden Seiten durch den Bindfaden niedergehaltenen Blätter von der einen Seite auf die andre. Eines der Kinder stand mittlerweile auf der Lauer unter der Thür, um sogleich Nachricht zu geben, wenn ein Beamter des geistlichen Gerichts kam; in diesem Falle wurde der Deckel wieder an seine alte Stelle gebracht, und die Bibel unter ihm, wie zuvor, verborgen. —

In solcher eifrig evangelischen Familie war Josias, unsers Franklins Vater, herangewachsen. Nun hatten zwar zu der damaligen Zeit die blutigen Verfolgungen der Katholiken aufgehört, aber die Englische bischöfliche Kirche, zu welcher Englands Herrscher und der größte Theil des Volkes sich bekannten, war ebenfalls sehr unduldsam gegen die in ihr entstandenen Parteien, und fing an selber Andersdenkende zu verfolgen, sobald sie selbst von den Verfolgungen der Römischen Kirche nichts mehr zu fürchten hatte. Josias Franklin, unser ehrenwerther Seifensieder, fest und streng wie er war, wollte aber lieber das Vaterland verlassen, als ein Haar breit von seinem Glauben weichen, oder die nach seiner Ansicht papistische Englisch bischöfliche Kirche anerkennen. Drüben, in der neuen Welt, wo Niemand ihre religiösen Versammlungen verbot, wollte er mit seinen Glaubensgenossen Gott nach seiner Ueberzeugung verehren; das eben ging ihm über Alles, und es war hier einmal nicht Leichtsinn, sondern Gewissenszwang, der sie aus dem lieben Vaterlande hinaustrieb. In Begleitung vieler anderer gedrückter Glaubensgenossen verließ er die Heimath seiner Väter, um über dem Weltmeere drüben eine neue zu suchen. —

In Boston ließ Josias sich nieder, freute sich der freien Ausübung seines Glaubens, nährte sich so gut, wie's ging, und dort wurde ihm von seiner zweiten Frau, als funfzehntes Kind, ein Sohn geboren, den er Benjamin nannte.

Wer hätte gedacht, daß des Grobschmieds Enkel und des Seifensieders Sohn, — daß Benjamin Franklin einst einer der wohlhabendsten, geehrtesten Männer seines Landes, der Wohlthäter eines großen Volkes, der selbst von den

Monarchen Europa's geachtete Gesandte, Einer der Stifter der nordamerikanischen Freistaaten, die höchste Obrigkeit einer Republik werden sollte? — —

Das ist dieser aus dem Volke entsprossene Mann geworden, und zwar, — und das ist die Hauptsache, — nächst Gott und den von Gott geordneten wunderbaren Lebensschickungen, durch sich selbst, durch eigne Anstrengung! — Wie nun unser Franklin ein so großer, reicher, berühmter, glücklicher Mann, ein Freund seines Volks und Wohlthäter seines Vaterlandes geworden ist, das wollen wir zur Nacheiferung für Andre an dem Beispiele seines Lebens unserm Volke vorzuführen versuchen! —

„Aus dem Schooße der Armuth und Dunkelheit," sagt Franklin selbst am Abende seines Lebens, „worin ich zu athmen begann, und meine frühesten Jahre zubrachte, habe ich mich selbst zum Wohlstande und zu einem gewissen Grade von Berühmtheit in der Welt emporgeschwungen. Ununterbrochenes Glück hat mich durch alle meine Lebensabschnitte bis in mein nun weit vorgerücktes Alter begleitet, und ich zweifle nicht, daß es meinen Nachkommen erwünscht sein wird, zu erfahren, welche Mittel es waren, die ich dabei anwendete, und die sich, Dank der helfenden Vorsehung, so erfolgreich bewährten. Meine Erzählung wird demnach auch den Zweck haben, daß sie aus ihr Nutzen schöpfen können, wenn sie je in eine ähnliche Lage versetzt werden sollten."

Aber der Mann, der so viel durch sich selbst geworden war, vergaß nicht, wie viel bei alle dem Gott gethan habe, und noch in seinem Alter bekennt er: „Hier will ich nicht unterlassen, mit aller Demuth anzuerkennen, daß ich mich der göttlichen Vorsehung für alles mir bisher zu Theil gewordene Glück zum Danke verpflichtet fühle. Diese Macht allein ist es, die mich mit den von mir angewendeten Mitteln ausgerüstet und sie mit Erfolg gekrönt hat. Mein fester Glaube in dieser Beziehung läßt mich daher, wenn ich auch nicht mit Bestimmtheit darauf rechnen darf, die Hoffnung festhalten, daß sich die göttliche Güte noch ferner dadurch an mir bewähren werde, daß sie entweder die ununterbrochene Dauer meines Glücks bis zum Ende meines Lebens verlängert, oder mir Kraft genug verleiht, irgend eine mir, gleich so vielen Andern, vielleicht bestimmte Widerwärtigkeit zu tragen. Mein

künftiges Glück ist nur Ihm bekannt, in dessen Hand unser Schicksal ruht und der selbst unsre Trübsal zu unserm Besten zu lenken vermag."

Franklin war also ein glücklicher, geehrter, gottesfürchtiger und nützlicher Mann. Wer möchte nicht das Recept dazu haben? — Hier ist's: Er hatte einen braven einfachen Vater, eine liebevolle redliche Mutter; — ein frommes Familienleben legte einen guten Grund für's ganze Leben; er ward in der Jugend an ernstliche Thätigkeit, einfache Lebensweise, Gottesfurcht, Rechtlichkeit und Zufriedenheit gewöhnt; richtige Grundsätze über den Werth der Zeit und namentlich auch über den Werth irdischer Güter wurden ihm eingeprägt, und das hatte ihn dazu, was er geworden ist, gemacht. Das in der Jugend Angewöhnte und Eingeprägte hat den größten Einfluß aufs ganze Leben! Einzelne Züge aus seinem Leben hat er selbst uns aufbewahrt, die uns zeigen, wie auch die kleinste Begebenheit, wenn sie von der rechten Seite betrachtet wird, fürs ganze Leben lehrreich sein kann.

„Als ich," erzählt Franklin, „ein Kind von sieben Jahren war, füllten mir an einem Festtage meine Freunde meine Taschen mit Kupfergeld. Ich eilte sofort in einen Laden, wo Spielzeug feilgeboten wurde, und entzückt von dem Schalle einer Pfeife, die ich auf dem Wege dahin in den Händen eines andern Knaben sah, gab ich meinen ganzen Reichthum dafür hin. Darauf kehrte ich zurück und ging pfeifend durch das ganze Haus, sehr zufrieden über meinen Besitz, der aber der ganzen Familie ein Aergerniß war. Als meine Schwestern und Brüder den Handel erfuhren, den ich geschlossen hatte, belehrten sie mich, daß ich das Vierfache des Werthes für meine Pfeife gegeben habe, hielten mir vor, wie viele gute Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und lachten mich meiner Thorheit wegen so lange aus, bis ich vor Aerger weinte, und die Freude an der Pfeife durch den Kummer der Reue ganz verdrängt war. Später jedoch ist mir der Vorfall sehr nützlich geworden, weil er einen bleibenden Eindruck in meiner Seele hinterließ, so daß ich oft, wenn ich mich versucht fühlte, etwas Unnöthiges zu kaufen, zu mir selbst sagte: „gieb nicht zu viel für die Pfeife," und mein Geld behielt. — Als ich heranwuchs und die Handlungen andrer Menschen, des Geizhalses, des Wollüstlings, derer

die den äußern Schein liebten und für schöne Kleider, schöne Wohnung, schöne Wagen und Pferde über ihr Vermögen ausgaben, — beobachtete, sprach ich oft zu mir selbst: „wie Schade, daß sie so viel für eine Pfeife geben!" —

Der kleine Benjamin war ein muntrer Knabe. Er lernte ungemein schnell das Lesen, und der alte Josias meinte damals, der Bube müsse jedenfalls ein Geistlicher werden. Benjamin hatte nichts darwider und so wurde er schon in seinem achten Jahre auf die lateinische Schule geschickt, während seine Brüder es nicht so gut hatten und Handwerkern in die Lehre gegeben wurden. Doch schon nach Einem Jahre wards dem Vater zu viel. Der gute Seifensieder überlegte es nun genauer, daß er bei seinen vielen Kindern und geringem Verdienste unmöglich seinen Benjamin werde studiren lassen können. Gute Freunde versicherten ihm auch, daß man für eines Seifensieders Sohn eben nicht sehr sorgen würde. Englischer Geburtsstolz mochte damals seinen Einfluß auch auf die Colonien ausdehnen, — nur der Adel nahm die höchsten Stellen in Staat und Kirche ein, — und so war's mit dem Geistlichen auf einmal aus. Unser Benjamin mußte die lateinische Schule, in welcher er die überraschendsten Fortschritte gemacht hatte, obschon mit schwerem Herzen wieder verlassen; — er wäre gar so gern was Rechtes geworden!

Da das Schulwesen damals in Amerika noch sehr im Argen lag (öffentliche Schulen gabs nicht, — und giebts auch jetzt noch nicht, wo Jeder von Staats wegen gezwungen wäre, seine Kinder erziehen zu lassen,) so meinte unser Seifensieder schon gar viel gethan zu haben, als er den Benjamin bei einem Schreib- und Rechenlehrer untergebracht hatte. Glücklicher Weise war der Lehrer wenigstens in dem, was er zu lehren verstand, — wie Franklin selbst erzählt, ein geschickter Mann, der seine Schüler liebreich behandelte und es verstand sie durch mancherlei Mittel zum Lernen aufzumuntern; aber freilich verstand der Herr Lehrer selbst blos im Schreiben und Rechnen, in sonst aber weiter Nichts, Unterricht zu geben. Das war freilich wenig, und das Rechnen mochte der Herr doch am Ende nicht zum Besten verstehen, denn unser Benjamin, der doch sonst nicht dumm war, machte darin keine

Fortschritte. Schreiben aber lernte er perfect, und das war doch Etwas!

Leider hörte der Unterricht schon mit dem zehnten Jahre auf. Der Vater meinte, Benjamin sei für einen Seifensieder lange klug genug, und da jeder Vater in Amerika mit den Kindern machen konnte, was er wollte, so hatte Niemand etwas dagegen zu sagen, als er den zehnjährigen Benjamin ganz aus der Schule nahm, um ihn zu seinem Geschäfte zu benutzen. Benjamin, der so gar gerne in die Schule gegangen wäre und was Rechtes gelernt hätte, wurde nicht gefragt, — er sollte Seifensieder werden und dem Vater das tägliche Brod verdienen helfen. — Lichterdochte abschneiden, die Gußformen füllen, Seife und Lichter im Laden verkaufen, das war seine tägliche Beschäftigung, und wenns im Geschäfte nichts zu thun gab, mußte er den Laufburschen in der Stadt machen, — zum Lernen — er wußte ja noch so gar wenig, — blieb keine Zeit! — Er trat in das traurige Loos eines Lehrlings ein, der zu allen häuslichen Arbeiten, statt Magd und Kinderwärterin gebraucht, auch gar manches Andre verrichten mußte, als was er eigentlich lernen sollte! — Handwerksschulen und Fortbildungsanstalten gabs in Amerika nicht, und wir dürfen uns nicht wundern, daß die blos mechanische Beschäftigungsweise dem geistig regsamen, thatenlustigen Knaben gar nicht gefallen mochte, der Lust und Kraft in sich fühlte, der Welt mehr zu nützen, als es in dem beschränkten Wirkungskreis eines allerdings ehrenwerthen Handwerks möglich gewesen wäre. — Das Unbehagen mit seinen Verhältnissen ward immer stärker; sein Lebelang Lichter zu ziehen, war dem regen Geiste schrecklich, und weil er nach einer umfassenderen Wirksamkeit verlangte und nichts Besseres gerade wußte, so wollte er zur See gehen. — Die Nähe des Meeres, die rege Betriebsamkeit einer Seestadt, mochten ihm diesen Gedanken nahe gelegt haben, und der Plan, Dienste auf irgend einem Schiffe zu nehmen und sein Glück in fremden Ländern zu versuchen, spukte in seinem jungen Kopfe. Aber der alte Seifensieder wollte von so abenteuerlichen und waghalsigen Plänen nichts wissen; der sichre Erwerb eines Gewerbes erschien ihm als ein weit vorzüglicheres Ziel, und Benjamin mußte seine Neigung verbergen. Aber das Meer war zu nahe, und Benjamin benutzte jede freie Stunde, um auf

demselben zuzubringen. Bald schwamm er wie eine Wasserratte in der salzigen Fluth, und einen Kahn wußte er zu führen, trotz einem Erwachsenen. Das wußte die Bostoner Straßenjugend, so daß er bei seinen Altersgenossen in gewissem Ansehen stand, und der Franklin stets herbeigeholt ward, wo es galt, irgend eine wagehalsige Unternehmung auszuführen. Ihm, als dem Erfahrensten und Muthigsten, unterwarf man sich; ihm vertraute man das Steuerruder an, wenn die Buben einmal eines Schiffes hatten habhaft werden können und auf Entdeckungsreisen ausgehen wollten, und der kleine Benjamin saß dann ruhig auf dem schwankenden Kahn und führte das Schifflein sicher an den bestimmten Ort! —

So zeigte der Anführer der Bostoner Jugend schon zeitig seine Neigung für öffentliche Unternehmungen, und sein Talent, die Menge zu leiten, das er später als Volksanführer so herrlich erprobte! —

Franklin selbst erzählt einmal eine solche gemeinschaftliche Unternehmung, obschon er selbst zugesteht, daß diese nicht auf den Grundsätzen des Rechts beruhte.

„Der Mühlteich," berichtet er in seiner Lebensbeschreibung, „wurde auf der einen Seite von einem Sumpflande begränzt, auf dessen äußersten Rande wir gewöhnlich unsern Stand nahmen, um kleine Fische zu angeln. Durch das viele Hin- und Hergehen hatten wir den Platz in eine förmliche Kothlache verwandelt. Ich schlug daher meinen Gefährten vor, ein Werft zu errichten, damit wir festen Fuß fassen konnten, und bezeichnete ihnen einen Haufen Steine, welche zur Erbauung eines neuen Hauses in der Nähe des Sumpflandes bestimmt, und zu unserm Zwecke ganz geeignet waren. Demgemäß versammelte ich, als die Handwerksleute Feierabend gemacht hatten, eine Anzahl meiner Spielgefährten um mich, und da wir so fleißig wie Ameisen arbeiteten und zu Vieren an einem einzigen Steine trugen, so gelang es uns, diese alle fortzutragen und unsern kleinen Damm zu errichten. Die Handwerksleute waren nicht wenig erstaunt, als sie am andern Morgen ihre Steine nicht mehr vorfanden, die wir alle zu unserm Werft verwendet hatten. Man stellte Nachforschungen über die unberufenen Veranlasser an, und bald waren wir entdeckt. Nun wurden Klagen gegen uns

vorgebracht, und Manche von uns von ihren Eltern zur Strafe gezogen. Ich vertheidigte die Nützlichkeit des Werkes eifrig gegen meinen Vater, bis er mich am Ende überzeugte, daß nichts, was nicht streng rechtlich sei, nützlich sein könne."

„Es wird vielleicht nicht uninteressant sein" — fährt Franklin fort, „zu hören, was für ein Mann mein Vater war. Er war von vortrefflicher Leibesbeschaffenheit, mittelerer Größe, schön und kräftig gebaut und außerordenlich lebhaft in allen seinen Unternehmungen. Er zeichnete mit einem gewissen Grad von Zierlichkeit, und verstand etwas von Musik. Seine Stimme war angenehm und wohlklingend, so daß es wahrhaft ergötzlich war, ihm zuzuhören, wenn er des Abends, nach beendigter Arbeit, unter Begleitung seiner Violine einen Psalm oder ein Lied sang. Er war in mancherlei Handarbeiten geübt und konnte im Nothfalle die Werkzeuge von einer Menge Handwerkern handhaben. Doch worin er sich am Meisten auszeichnete, dieß war sein gesunder Verstand und sein richtiges Urtheilen in Angelegenheiten des öffentlichen und des Privatlebens. Er begleitete zwar nie eine öffentliche Stelle, weil seine zahlreiche Familie und Mittelmäßigkeit seines Vermögens ihn nöthigten, unablässig den Pflichten seines Gewerbes obzuliegen; dagegen kamen die an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stehenden Männer haufig zu ihm, fragten ihn um seinen Rath in Angelegenheiten der Stadt und der Kirche, denen er angehörte, und hörten sehr auf seine Meinung. Privatpersonen erholten sich in ihren Familienangelegenheiten ebenfalls Raths bei ihm, und nicht selten wurde er von streitenden Personen als Schiedsrichter erwählt." —

„Er liebte es, so oft als möglich einige Freunde oder unterrichtete Nachbarn, mit denen man ein vernünftiges Gespräch führen konnte, zum Essen einzuladen, und trug dann stets Sorge, nützliche oder interessante Gespräche zur Sprache zu bringen, damit der Geist seiner Kinder daraus Nahrung schöpfen könne. Dadurch lenkte er unsre Aufmerksamkeit frühzeitig auf das hin, was im Betragen des Menschen recht, klug und vortheilhaft ist. Nie sprach er von Speisen, die auf seinem Tisch erschienen, nie ließ er sich darüber aus, ob sie gut oder schlecht bereitet, von gutem oder schlechtem Geschmack, zu stark oder zu wenig gewürzt, diesem oder jenem Gerichte

vorzuziehen. So wurde ich von Kindheit an daran gewöhnt, dergleichen Gegenständen lediglich keine Rücksicht zu schenken, so daß ich am Ende dahin gelangte, völlig gleichgültig darüber zu werden, was mir für ein Gericht vorgestellt wurde; und diese Gewohnheit ist mir bis auf den heutigen Tag geblieben, denn es wäre eine schwierige Aufgabe für mich, einige Stunden nach Tische zu sagen, was ich gegessen habe. Auf Reisen ist mir dieser Umstand sehr zu Statten gekommen; denn oft habe ich die Erfahrung gemacht, daß Leute meiner Gesellschaft mit verwöhnterem Gaumen nicht selten manche Unannehmlichkeit davon hatten, während mir alles recht war." —

„Meine Mutter genoß dieselbe günstige Leibesbeschaffenheit wie mein Vater. Sie säugte ihre zehn Kinder selbst, und ich hörte weder sie noch meinen Vater über eine andere Krankheit klagen, als über die, an denen sie starben. Mein Vater starb in seinem siebenachtzigsten und meine Mutter in ihrem fünfundachtzigsten Jahre. Beide liegen in Boston begraben, wo ich ihnen einen Grabstein setzen ließ mit der Inschrift:

„Hier liegt
Josias Franklin, und Abiah, seine Frau; sie lebten in gegenseitiger Liebe neun und funfzig Jahre mit einander, und ohne eigenes Vermögen, ohne einträgliches Gewerbe gelang es ihnen durch angestrengten Fleiß und Thätigkeit, eine zahlreiche Familie zu ernähren und dreizehn Kinder und sieben Enkel anständig zu erziehen. Laß dich, o Leser, dieses Beispiel anspornen, fleißig den Pflichten deines Berufes nachzukommen
und dich auf den Schutz der göttlichen Vorsehung
zu verlassen.
Er war fromm und weise,
Sie verständig und tugendhaft,
Ihr jüngster Sohn, im Gefühle seiner Pflicht,
Weiht diesen Stein
Ihrem Gedächtnisse."

Bei einer solchen Mutter, bei einem solchen Vater, auch wenn er Seifensieder ist, kann man viel lernen, und wir werden in Franklins späterem Leben sehen, wie viele der besseren Eigenthümlichkeiten seiner Aeltern er sich durch die Macht des Beispiels und der Gewohnheit angeeignet hatte.

Franklin hatte also doch in seiner Lehrzeit mehr gelernt, als Lichter ziehen, sein Charakter hatte eben durch die Aeltern eine bestimmte Richtung, namentlich auf Thätigkeit, Genügsamkeit und gemeinnütziges Wirken gewonnen, so wie schon in diesen Jahren der Grund zu seiner spätern Rechtlichkeit, Klugheit und Betriebsamkeit gelegt worden war. Von der Frömmigkeit seiner Aeltern aber schreibt sich gewiß Franklins tiefes Rechtsgefühl und sein Tugendeifer her, wenn auch die jedenfalls sehr strenge, unduldsame, und in kleinliche Glaubensstreitigkeiten ausartende Frömmigkeit eines presbyterianischen Hauses wohl dazu beigetragen haben mag, unserm Franklin Christenthum und Kirche zu verleiden! Zwei Jahre dauerte diese Lehrzeit; da ward der lebendige Benjamin von der ihm so peinlichen, ausschließlich mechanischen Beschäftigung mit Inselt, Dochten, Seife und Lichtern erlöst. Der Vater war zu verständig, um seinen Sohn zu einer Lebensweise zu zwingen, wozu er gar keine Neigung hatte. Vielleicht schien ihm die Abneigung seines Sohnes gegen die körperlich anstrengenden Arbeiten und die Seifensiederei überhaupt ein Zeichen zu sein, daß Benjamin zu etwas anderm bestimmt sei, als Seifensieder zu werden; oder er fürchtete vielleicht gar, daß ihm am Ende der lebhafte Bursche fortlaufen möchte, und so versuchte er auf andere Weise dem Knaben die Lust nach Seeabenteuern und Glücksritterreisen zu benehmen.

„Vielleicht — so dachte er — hat der Bursche nur zu diesem Gewerbe keine Lust; — er mag nach seiner Neigung wählen."

Der Alte ergriff also den klügsten Weg; er nahm den Benjamin mit sich bald in diese bald in jene Werkstätte; führte ihn zu Maurern, Böttchern, Kupferschmieden, Tischlern und andern Handwerkern, um zu sehen, ob sein Sohn nicht für das eine oder für das andre Handwerk Neigung fassen könnte. Aber vergebens! Es lag nun eben in unserm Franklin einmal mehr, als zu einem Handwerker gehört, und als der Vater ihn endlich fragte, welches Gewerbe er nun wählen wolle? so bliebs beim Alten, er konnte sich zu keinem entschließen.

Demungeachtet profitirte der anschlägige, aufmerksame Bursche so viel von diesen Besuchen in den Werkstätten, daß

er den verschiedenen Handwerkern gar manche Kunstgriffe absah und dadurch später sich in den Stand gesetzt sah, eine Menge kleiner Handarbeiten selbst zu verrichten und namentlich die zu seinen spätern Versuchen über die Wirksamkeit der Naturkräfte (physikalischen Experimenten) gehörigen kleinen Maschinen selbst zu verfertigen.

Endlich entschloß sich der Vater, unsern Benjamin zu einem Messerschmiede in die Lehre zu geben; aber auch dabei bliebs nicht, denn nachdem der Knabe einige Tage dort zur Probe gewesen war, nahm ihn der Vater wieder zu sich, weil ihm das verlangte Lehrgeld zu hoch war.

Aber immer deutlicher zeigte sich nun, daß Franklin zu etwas Höherem bestimmt sei. Er wollte durchaus etwas lernen; sein Geist verlangte nach Beschäftigung und Nahrung, und Bücher aller Art, die er nur habhaft werden konnte, las er mit leidenschaftlichem Eifer; ja er verschlang fast die Büchersammlung seines Vaters, obschon sie meistens aus geistlichen Andachtsbüchern bestand. Den meisten Gefallen fand er an Reisebeschreibungen; — zur See zu gehen, fremde Länder und Völker zu sehen, war ja sein einziger, lebhafter Wunsch; — aber nicht weniger lebhaft beschäftigten ihn die Lebensbeschreibungen berühmter Männer von dem griechischen Schriftsteller Plutarch, den sein Vater in einer Uebersetzung besaß. Er las sie und las sie immer wieder; — so ein Mann, dem man noch in später Zeit Gutes nachsagt, wäre er gar so gerne geworden! Er begeisterte sich für ihre Tugenden, erquickte sich an ihren großen Thaten, lernte von ihren Fehlern — — und auch das hat gewiß dazu beigetragen, aus unserm Benjamin einen großen Mann zu machen. — Sollte nicht Benjamin Franklins, des großen Mannes Leben, ein belehrendes, begeisterndes, vielleicht auch warnendes Lesebuch für unsre Jugend, unser Volk sein können? Sollte es nicht überhaupt Aeltern ermuntern, ihren Kindern nur gute Bücher in die Hände zu geben? Wahre Geschichten, statt elender abenteuerlicher Romane? Lehrt nicht das Leben allein Leben? — —

Zufällig kam um diese Zeit Benjamins Bruder Jakob aus England zurück, um eine Buchdruckerei in Boston anzulegen, und da nun unser Benjamin eine so besondere Vorliebe für Bücher zeigte, so glaubte der Vater, der Sohn

werde am Besten zu einem Buchdrucker passen. Freilich hätte Benjamin die Bücher lieber gelesen, als gedruckt, da ihm aber nur die Wahl blieb zwischen einem Buchdrucker und Seifensieder, so entschloß er sich am Ende, den Wünschen seines Vaters nachzugeben. Hatte er dabei doch wenigstens mit Büchern zu thun, und somit unterzeichnete er, zwölf Jahre alt, seinen Lehrbrief! Das geschah im Jahre 1717!

Zweites Kapitel.

Franklin als Buchdruckerlehrling.

Was Franklin einmal ernstlich angriff, das gelang ihm auch. In kurzer Zeit machte er große Fortschritte in seinem Geschäfte, und der junge Benjamin war für den Bruder ein sehr brauchbarer Arbeiter. War dem Knaben auch das mechanische Arbeiten lästig, so hatte er doch in seiner jetzigen Lage mehr die Mittel, sich geistig zu beschäftigen. Zwar bekam er immer noch kein Geld in die Hände, um sich selbst Bücher anzuschaffen; aber er machte gar bald Bekanntschaft mit andern wohlhabenderen Buchdruckerlehrlingen, und der erste Freundschaftsdienst, den er verlangte, war, daß er sie bat, ihm etwa Geld? Näschereien? nein, Bücher zu borgen! Wenn er sie nur lesen konnte, so war's ja ganz einerlei, ob er sie selbst besaß, oder nicht. Eifrig war er dann bedacht, dieselben zur versprochenen Zeit wohlbehalten wieder zurückzugeben. „Sie sollen die Lust nicht verlieren, mir wieder Etwas zu borgen," dachte er. Oft saß der wißbegierige Knabe halbe Nächte über den geliehenen Büchern, die er am nächsten Morgen wieder zurückgegeben hatte! Endlich lernte ein gebildeter Gewerbsmann, der oft in die Druckerei kam, den jungen strebsamen Franklin kennen, lud ihn zu sich ein und erlaubte ihm, seine schöne Büchersammlung nach Belieben zu benutzen. Nun konnte Benjamin nach Herzenslust lesen, und er las so viel, und lernte so viel aus den Büchern, daß der Knabe, der nur ein Jahr als ein kleines Kind eine

lateinische Schule besucht und später Rechnen und Schreiben gelernt (und nicht gelernt hatte) — jetzt schon anfing, selber kleine Gedichte zu machen. — Der Bruder Buchdrucker glaubte damit gute Geschäfte zu machen, er brauchte ja dem Bruder Lehrling Nichts für solche Arbeiten zu bezahlen — und der Jüngling ließ sich nicht lange bitten. Es schmeichelte ihm, seine Reimereien gedruckt zu sehen, und er schrieb damals zwei Balladen, gereimte Erzählungen zweier damals viel besprochener schauerlicher Ereignisse. „Es waren schlechte Verse," sagt Franklin selbst, „wahre Gassenhauer." — Aber sie wurden gedruckt, und der junge Verfasser trug sie stolz selbst in der Stadt herum zum Verkauf und mochte sich damals nicht wenig darauf einbilden, als das Eine seiner Gedichte, weil man sich für die Geschichte interessirte, reißenden Absatz fand. —

Voller Freude trug er auch zu seinem Vater die gedruckten Gedichte. Triumphirend konnte er es kaum erwarten, was der Vater dazu sagen würde. Aber darin hatte er sich gewaltig getaüscht; der besonnene Vater, statt zu loben, machte sich über des Sohnes schlechte Verse lustig, und schlug die großen Hoffnungen, die der Jüngling sich machte, dadurch nieder, daß er trocken bemerkte: „Die Versemacher bleiben stets arme Leute." „Dadurch," sagt Franklin selbst, „entging ich dem Unglück, ein gewiß erbärmlicher Poet zu werden." — Obschon ihn damals des Vaters strenges Urtheil nicht wenig verstimmen mochte, so war er doch verständig genug, das Versemachen vor der Hand aufzugeben. Mit Recht schien es ihm weit wichtiger, ohne Reime, in Prosa, verständig und fließend seine Gedanken schriftlich auszudrücken. Aber wo sollte er es lernen? Niemand stellte mit dem Lehrjungen Stylübungen an, der später als Mann durch seine stylistischen Aufsätze, durch seine klaren, geordneten Schriften Ständeversammlungen regierte, Verträge mit fremden Regierungen abfaßte und durch seine schriftlichen Auseinandersetzungen in Zeitungen und Schriften die wichtigsten politischen und wissenschaftlichen Fragen zur Erledigung brachte! — Wie Wenige gelangen, trotz alles Unterrichts, zu solcher Tüchtigkeit, zu dieser Gewandtheit, sich schriftlich auszudrücken? Da aber diese vornämlich so viel mit zu Franklins späterer Erhebung beigetragen hat, so ist's gewiß der Mühe

werth nachzuforschen, durch welche Mittel Franklin ohne Unterricht diese Fertigkeit erlangte, die sich oft beim besten Unterrichte so schwer erreichen läßt. Wir lassen Franklin selbst reden:

„Zur selbigen Zeit fiel mir ein einzelner Band des „Beobachters" in die Hände. Es war dieß ein Werk, von dem ich vorher noch nichts gehört hatte. Ich kaufte den Band, und las ihn zu wiederholten Malen. Ich war ganz bezaubert davon, hielt den Styl für vortrefflich, und wünschte nur, daß es in meiner Gewalt stünde, ihn nachzuahmen. Ich machte daher einige kurze Aufsätze über den Hauptinhalt einzelner Aufsätze, und legte sie dann für einige Tage bei Seite. Hierauf versuchte ich es, den ganzen Inhalt in seiner früheren Form, ohne das Buch wieder zur Hand zu nehmen, herzustellen, und verwendete dazu die passendsten Wörter, wie sie meinem Gedächtniß noch vorschwebten. Nachher verglich ich mein Niedergeschriebenes mit dem Urterte im Buche, wobei ich Gelegenheit hatte, in meiner Arbeit die Fehler zu entdecken und zu verbessern. Aber ich fand, daß es mir, wenn ich mich so ausdrücken darf, an einem gehörigen Vorrath von Wörtern, an der Leichtigkeit sie meinem Gedächtniß zurückzurufen und einzuprägen, gebreche, und war der Meinung, daß ich diese Fähigkeit bereits erlangt haben würde, wenn ich fortgefahren hätte, Verse zu machen. Das fortwährende Bedürfniß von Wörtern derselben Bedeutung, aber wegen des Versmaßes von verschiedener Länge, oder von verschiedenen Lauten wegen des Reimes, würde mich genöthigt haben, stets nach gleichbedeutenden Wörtern zu forschen und sie meinem Gedächtniß schnell vergegenwärtigt haben. In diesem Glauben befangen, zog ich einige im „Beobachter" enthaltene Erzählungen aus und verwandelte sie in Verse; und nach einiger Zeit, wenn ich sie genug vergessen hatte, übertrug ich sie wieder in Prosa. Zuweilen mischte ich auch meine Auszüge untereinander, und einige Wochen nachher bemühte ich mich, sie zuerst wieder in gehörige Ordnung zu bringen, ehe ich den Versuch machte, Sätze daraus zu bilden und die Aufsätze ganz herzustellen. Dieß that ich in der Absicht, meine Gedanken ordnen zu lernen. Wenn ich dann später meine Zusammenstellungen mit dem Originale verglich, so fielen mir mehrere Fehler auf, die ich verbesserte;

zuweilen beruhigte ich mich aber mit dem Gedanken, daß es mir in gewissen Sätzen von geringer Bedeutung geglückt war, die Ordnung der Gedanken und des Styls zu verbessern, und dieß bestärkte mich in der Hoffnung, daß es mir mit der Zeit noch gelingen werde, meine Muttersprache gehörig zu handhaben, was einer der Hauptgegenstände meines Ehrgeizes war."

Wahrlich, die Beharrlichkeit des Buchdruckergehilfen verdient unsre größte Bewunderung! Bei solchem Eifer, bei solcher Lust zu lernen sind die größten Schwierigkeiten nicht zu groß; der Beharrliche überwindet sie doch! Wer anders zwang den Jüngling, als er sich selbst? — Niemand hielt ihn dazu an; Niemand gab ihm Zeit dazu; aber er fand doch welche. „Wozu braucht das ein Buchdrucker!" so hätten Andre gedacht. — Nicht so Franklin! Er war überzeugt, daß man nie zu viel lernen könne, und darum eben lernte er. — Ein jeder ist seines Glückes Schmied! — Wenn seine Jugendfreunde Abends spazieren gingen, oder in fröhlicher Gesellschaft zubrachten, saß unser Franklin, obschon müde von des Tages Arbeit, über den Büchern, las und schrieb das Gelesene aus dem Kopfe nieder und verbesserte dann sich selbst die gefertigten Aufsätze nach dem gedruckten Buche. Ohne Lehrer, war er sein eigner Lehrer! Morgens aber, wenn alle noch schliefen, stand er auf, um vor dem Beginne der Tagesarbeit noch Etwas zu lernen. „Der schlafende Fuchs," sagt er, „fängt kein Huhn, und wir werden lange genug im Grabe ruhn." — Seine Muttersprache wollte er richtig, geläufig reden und schreiben lernen und er meinte, daß das ein jeder Mensch, welchen Beruf er auch habe, können sollte! — Leider verleitete ihn die Lernbegierde sich auch Sonntags, wo er nur konnte, dem Gottesdienste zu entziehen; der Sonntag war ja sein einziger freier Tag! Die strenge Gewohnheit des Vaterhauses, den öffentlichen Gottesdienst regelmäßig zu besuchen, ward aufgegeben, vielleicht auch mit, weil ihm grade der Gottesdienst durch den langen Zwang gleichgiltiger geworden war! Aber obschon Franklin selbst bemerkt, daß er den Besuch des Gottesdienstes stets als seine Schuldigkeit betrachtet habe, glaubte er doch zu ihrer Erfüllung keine Zeit gehabt haben. Und allerdings, so lange man damals, wie jetzt, lernbegierigen Lehrburschen in der Woche

keine Zeit giebt, um Menschen zu werden, um ihren Geist auszubilden, Gewerbschulen und Fortbildungsanstalten zu besuchen, oder ein gutes und nützliches Buch zu lesen, und etwas Höheres zu lernen, als was man zum Broderwerbe braucht, so wird eine Vernachlässigung des Gottesdienstes „um zu lernen" — immer noch eher zu entschuldigen sein, da ja das Lernen, die Geistesbildung für den irdischen Beruf auch ein Gottesdienst ist. Nur sollte kein lernbegieriger Jüngling vergessen, daß er auch der Belehrung, der Begeisterung seiner unsterblichen Seele für die sittlichen Lebenszwecke, für Gott, für Tugend und Christenthum bedarf, und daß religiöse, christliche Bildung die höchste Menschenbildung ist. Franklin selbst gesteht noch in seinem Alter: „Gottesdienst ist eine Pflicht; Predigten hören und lesen mag nützlich sein; bleibt es aber beim Hören und Lesen und Beten wie leider bei allzu Vielen, so ist es gerade, als wollte ein Baum sich preisen, daß er begossen würde und Blätter trieb, wenn er gleich niemals Früchte trüge." —

Sehr wahr; aber es klingt fast so, als ob Franklin den öffentlichen Gottesdienst für überflüssig halte! Natürlich ist das Guthandeln die Hauptsache, wie ja auch das der Zweck alles Gottesdienstes ist. Aber unzählige Menschen würden eben nicht stark genug sein, gut zu handeln und sittlich zu leben, wenn sie nicht durch Predigt, und Gebet, und gemeinschaftliche Gottesverehrung beständig erinnert und ermuntert würden, das Gute als Gottes Willen zu thun, die Menschen als Brüder zu lieben, und sich selbst zu achten als Gottes Ebenbild. Auch die Zweifel an der Wahrheit der christlichen Religion, in die Franklin später verfiel, die sittlichen Ausschweifungen, von denen er nicht frei blieb, und die doch einen Schatten in sein Leben warfen, wären vielleicht fern von ihm geblieben, wenn er nicht blos gearbeitet, sondern auch gebetet hätte! —

Bei diesem eifrigen Bücherlesen ward unser Franklin doch kein Bücherwurm, der nicht weiß, was er liest und Nichts von dem im Leben ausführt, was er aus Büchern gelernt hat. Er versaümte vielmehr keine Gelegenheit, das Gelesene aufs Leben anzuwenden. So kam ihm einst ein Buch in die Hände, das den Satz durchführte, daß der Mensch zu seiner Erhaltung eigentlich nur Pflanzenkost brauche und

der Fleischspeisen ganz entbehren könne. Sogleich beschloß er, das zu versuchen. Er dachte an die großen Ersparnisse, die man dabei machen könne! Gedacht, gethan, und der willensstarke Jüngling ließ alle Fleischspeisen unangerührt!

Da sein Bruder und Lehrherr nicht verheirathet war, sondern mit seinen Lehrlingen bei einer benachbarten Familie in die Kost ging, so gab das natürlich Veranlassung zu Spott und Mißvergnügen. Dennoch ließ sich Franklin nicht irre machen; er machte vielmehr seinem Bruder den Vorschlag, er solle ihm nur die Hälfte des dort für ihn bezahlten Kostgeldes geben, so wolle er sich selbst beköstigen. Da der Bruder dabei auch die Hälfte ersparte, so war er das gern zufrieden. So war denn nun Benjamin nicht nur sein eigner Lehrer, sondern auch sein eigner Koch. Er lernte aus dem Buche gar bald Kartoffeln, Reis und Schnellpudding zubereiten, und die einfache selbstbereitete Speise schmeckte und bekam ihm nicht blos, sondern diese Lebensweise brachte ihm auch gar Manches ein. Er ersparte nicht nur von dem halben Kostgelde wieder die Hälfte, welches er sich — (wofür anders, als für den Ankauf von Büchern?) — zurücklegte, sondern er ersparte auch viel Zeit; und wenn die andern Arbeiter die Druckerei verließen, um zum Mittagsessen zu gehen, blieb er zu Hause, verzehrte so schnell als möglich sein einfaches Mittagsbrod, das oft nur aus etwas Zwieback oder Brod und einigen Rosinen, oder etwas Gebackenem nebst einem Glas Wasser bestand, und setzte sich dann zu seinen Büchern. — „Zeitvergeudung," sagt er selbst, „ist die größte Verschwendung, weil verlorene Zeit nie wieder gefunden werden kann, und, was wir „Zeit genug" nennen, immer wenig genug ist." Hierbei hatte er noch den Vortheil, daß er keine Veranlassung hatte, mit seinen selbstbereiteten Speisen und Getränken — der Geschmack mochte doch nicht der beste sein — sich den Magen zu überladen: Voller Bauch, fauler Gauch! — Mäßigkeit erhielt ihm den Kopf frei und frisch zum Denken, zum Auffassen des Gelesenen und Anwenden desselben; und der Jüngling, der sich freiwillig etwas versagen lernte, war später auch bei Wenigem zufrieden, und war genügsam und glücklich bei dem, was er haben konnte, ohne nach dem Angenehmen zu verlangen, was ihm in seinen Verhältnissen zu erlangen unmöglich war! —

So strebte er selbst immer mehr sich zu vervollkommnen, und als er einst wegen seiner Unwissenheit im Rechnen beschämt wurde, — wir wissen, er hatte in dieser Wissenschaft bei seinem Lehrer schlechte Fortschritte gemacht, — so ruhte er nicht eher, als bis er nach Anleitung eines Handbuchs über die Rechenkunst auch darin so viel verstand, als er brauchte. Ja er versuchte auch Geometrie und Mathematik zu lernen, aber er gesteht, daß er es in diesem Zweige der Wissenschaft nie weit gebracht habe.

Ueberhaupt aber benutzte er Alles, selbst das Gespräch mit Andern, um für sich zu lernen, und seine Meinungen durch Rede und Gegenrede zu berichtigen, und für sich selbst immer klarer Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden. Freilich hatte er dabei sich angewöhnt, gern zu streiten, seine Meinung als unzweifelhaft hinzustellen, und auf derselben hartnäckig zu beharren. Aber er überzeugte sich immer mehr davon, daß man Andre weit leichter überzeugen und von Andern für die Berichtigung des eignen Urtheils weit mehr lernen könne, wenn man seine Ansichten mit Bescheidenheit, nicht als unbestritten wahre, sondern lieber als bescheidene Fragen, als Vermuthungen, aufstelle. —

„Da nun," sagt Franklin, „der Hauptzweck eines jeden Gesprächs der ist, zu belehren oder belehrt zu werden, zu befriedigen oder zu überreden, so sollten, nach meiner Meinung, gutgesinnte Leute die Gewalt, die ihnen gegeben ist, Andern nützlich zu werden, nicht dadurch vermindern, daß sie ihre Ansichten in bestimmt absprechende und anmaßende Redensarten hüllen, wodurch sie fast unausbleiblich in den Fall kommen, ihren Zuhörern zu mißfallen und nur Veranlassung zum Bestreiten ihrer Meinung geben, dadurch aber mehr Schaden als Nutzen stiften. Kurz, wenn du zu belehren wünschest, und deine Meinung bestimmt aussprichst, und dir das Ansehen giebst, als ob du belehren wolltest, so wirst du nur Widerspruch hervorrufen, und die Aufmerksamkeit von dir ablenken. Willst du dich dagegen belehren lassen und von den Kenntnissen Anderer Nutzen ziehen, und du giebst dir den Anschein, als ob du streng auf deiner eigenen Ansicht beharrest, so werden dich bescheidene und verständige Männer, welche keine Freunde vom Streiten sind, ruhig im Besitz deiner Irrthümer lassen. So lange du diese Methode befolgst,

darfst du kaum hoffen, deinen Zuhörern zu gefallen, ihr Vertrauen zu erwerben, oder Diejenigen zu überzeugen, die du für deine Ansichten zu gewinnen wünschest. Ich glaube in Wahrheit mit Pope sagen zu können, daß Mangel an Bescheidenheit stets Mangel an Verstand verräth." — —

Durch alle diese Uebungen waren unserm Franklin die Flügel gewachsen, und der vierzehnjährige Buchdruckerlehrling fing an, selbst Schriftsteller zu werden. Sein Bruder nämlich hatte im Jahre 1720 eine Zeitung herauszugeben begonnen, die unser Benjamin erst setzen, dann drucken und auch an die Abonnenten austragen mußte. Natürlich las er sie dabei auch und wurde mit den politischen Fragen der Gegenwart, mit den Wünschen und Bedürfnissen seines Landes und Volkes, mit den Tagesbegebenheiten und wichtigen Ereignissen aus andern Ländern, sowie mit fremden und einheimischen Staatseinrichtungen, bekannt; und bald interessirte ihn Nichts mehr, als eben die Zeitungen. Wenn nun Abends des Bruders gute Freude zusammen kamen und über die Aufsätze, die sie zu ihrer Unterhaltung für das neue Blatt geschrieben hatten, oder noch schreiben wollten, sprachen, und sich unterhielten, wie sie sich und dem Verleger Ruhm und Geld verschaffen und die Anzahl der Abnehmer vergrößern könnten, hörte das unser Franklin aufmerksam mit an. — Wenn er dann am folgenden Morgen bei seinem Setzkasten die Zeitungsaufsätze wieder las und später bei seinen Botengängen die den gefertigten Aufsätzen gespendeten Lobsprüche hörte, ward der Gedanke, ob er nicht auch so Etwas schreiben könnte, das Beifall fände, in ihm immer lebendiger. — Gedacht, gethan! Der Buchdruckerlehrling schrieb heimlich einen Aufsatz in die Bostoner Zeitung! Aber der Bruder hätte den vierzehnjährigen Schriftsteller, der noch dazu sein Lehrjunge war, sicher ausgelacht und seinen Aufsatz vielleicht nicht einmal durchgelesen. Franklin bediente sich also einer kleinen List, schrieb seinen Aufsatz mit verstellter Handschrift ab und legte ihn eines Abends vor die Thür der Druckerei, wo er am folgenden Morgen gefunden ward. Niemand ahnte in unserm Benjamin den Verfasser — und als am Abend die Freunde des Bruders, wie gewöhnlich, zum Besuch kamen, ward ihnen der anonym (namenlos) eingesendete Aufsatz als interessante Neuigkeit mitgetheilt. Mit klopfendem Herzen saß unser

Benjamin dabei; aber er hatte das Vergnügen, zu hören, wie Alle seinen Aufsatz als einen vortrefflich gelungenen, lobten. — Man rieth hin und her, wer wohl der Verfasser sein könnte, und Benjamin konnte sich einer stillen Freude nicht erwehren, als sie auf lauter Männer riethen, die wegen ihres Talentes und Geistes im ganzen Lande in hohem Rufe standen. An den gegenwärtigen Buchdruckerlehrling dachte Keiner! —

Dieser Vorfall gab unserm Benjamin viel Selbstgefühl und viel Selbstständigkeit; — und obschon es nicht zur Nachahmung empfohlen werden kann, daß vierzehnjährige Lehrjungen über Staatsangelegenheiten in die Zeitungen schreiben, so hat doch auch dieses zeitige Beschäftigen mit den Angelegenheiten des Staats gewiß nicht wenig dazu beigetragen, aus Franklin den gesinnungstüchtigen, klugen, das Beste seines Vaterlands verstehenden Volksvertreter und Staatsmann zu machen, der er ward. Wir aber könnten daraus lernen, daß, wenn wir tüchtige, gemeinsinnige Staatsbürger und Volksvertreter in unsern constitutionellen Staaten haben wollten, wir auch die Jugend — namentlich in den höchst wünschenswerthen Fortbildungsanstalten und Sonntagsschulen für aus der Schule entlassene Lehrburschen, sowie auf den Gymnasien und Universitäten, — mit den Einrichtungen unsrer Staaten, ihren Gesetzen, den Pflichten und Rechten der Staatsbürger und constitutionellen Volksvertreter, bekannt machen sollten! Daraus folgt nicht, daß die Jünglinge zu seichten, voreiligen Schwätzern über Staatsangelegenheiten, zum Räsonniren und unreifen Reformiren, zur Zeitungsschriftstellerei angehalten werden sollen; — das überlasse man Männern; — denn das frommte selbst einem Franklin nicht! Aber dieser hatte ja eben keine weisen Lehrer! Daher kam es, daß er bald anfing, von seinen eignen Ansichten und Aufsätzen eine große Meinung zu haben und seine Urtheile für untrüglich zu halten; — ja die Eitelkeit nahm seinen jungen Kopf so sehr ein, daß seine Achtung vor den Personen, die er bisher für ausgezeichnete Schriftsteller gehalten hatte, merklich abnahm. Er schrieb immer mehr Aufsätze, ließ sie auf demselben Wege an seinen Bruder gelangen, und sie fanden alle gleich gute Aufnahme. Sie waren wohl überspannt, aber gewiß nicht geistlos; und Aufsehen

erregende Artikel lieben ja die Zeitungsschreiber! — Endlich, als Franklin seinen Vorrath an Kenntnissen vor der Hand erschöpft fühlte, verrieth er selbst sein Geheimniß und bekannte sich gegen seinen Bruder als Verfasser. —

Nun konnte zwar der Bruder Buchdrucker die den Aufsätzen seines Bruder Lehrjungen gespendeten Lobsprüche nicht zurücknehmen, auch schien er einige Achtung vor ihm zu empfinden; aber es war doch als ob den Lehrherrn die ganze Sache verdrossen hätte. Kleine Seelen sehen's nicht gern, wenn Untergebene geistig über ihnen stehen, und Jakob machte auch nach dieser Entdeckung zwischen dem Bruder Benjamin und den andern Lehrlingen keinen Unterschied. Er war und blieb der Herr, Benjamin der Lehrling; — ja Benjamin wollte bemerken, daß der Bruder gerade gegen ihn weit strenger und nachsichtsloser sei, als gegen die Andern. Da gab's denn Streit und Unfriede zwischen den Brüdern, und der Vater sollte die Zwistigkeiten entscheiden. Aber da der Vater Benjamin in der Regel Recht gab, — sei es nun, daß dieser wirklich Recht hatte, oder seine Sache besser zu führen wußte, — so half sich der ältere, leidenschaftliche Bruder auf andere Weise; — er suchte sein Recht durch Schläge zu beweisen, die der Lehrjunge vom Herrn leider dulden mußte! Dies empörte unsern Franklin um so mehr, je mehr er wegen seines Fleißes und seinen Fähigkeiten auf Achtung und dankbare Anerkennung Anspruch machen zu können glaubte, und blieb gewiß nicht ohne Einfluß auf sein späteres Leben. Er sagt selbst: „Diese übertriebene Strenge und tyrannische Behandlung trug, wie ich glaube, wesentlich dazu bei, meinem Geiste jene Abneigung gegen willkürliche Gewalt einzuprägen, welche mich während meines ganzen Lebens nicht verlassen hat." —

In dieser Schule sollte der große Freiheitsapostel gebildet werden, der sein Volk einst von dem ungerechten Druck Englands befreien, und vor dem Volke, wie vor den Mächtigen der Erde die allgemeinen Menschenrechte vertheidigen sollte; ein Feind der Willkühr tyrannischer Herrn, ein Freund des Rechts, der Wahrheit, des Gesetzes! —

Daß unter solchen Verhältnissen unserm Franklin die Lehrzeit immer unerträglicher wurde, läßt sich denken. Be-

ständig seufzte er nach Gelegenheit sie abzukürzen, bis ihm endlich ein unvermuthetes Ereigniß die Freiheit gab. Sein Bruder ward nämlich wegen eines Aufsatzes in der Zeitung, dessen Verfasser er nicht nennen wollte, in's Gefängniß gesetzt, und sein Lehrjunge Benjamin übernahm die Leitung des Blattes! Franklin selbst gesteht, daß er, mehr um seinen Bruder zu rächen, als um des gemeinen Bestens willen, gehässige Schmähschriften gegen die Englische Regierung geschrieben und gedruckt habe, die allgemeines Aufsehen erregten. — Aber der Jüngling, der sich so übermüthige, öffentliche Urtheile über Regierungsmaßregeln erlaubte und bewährte Männer voreilig tadelte, auch sich nicht scheute, seine unreifen Ansichten über religiöse Gegenstände zu veröffentlichen, fand allgemeine Mißbilligung; — und diese Unbesonnenheit hätte für Franklin die nachtheiligsten Folgen haben können, wenn nicht die Umstände sich glücklich gefügt hätten. — Als nun der Bruder wieder aus dem Gefängnisse kam, und ihm von der Englischen Regierung zur Strafe die Erlaubniß, ein öffentliches Blatt heraus zu geben, genommen wurde, suchte man das Verbot dadurch zu umgehen, daß Benjamin Franklin auf dem Titel als Herausgeber genannt wurde. Natürlich konnte man einem Lehrjungen doch unmöglich ein so wichtiges Amt übertragen, und so wurde Benjamins Lehrzeit vor den Leuten zwar durch eine förmliche Entlassungsurkunde abgekürzt, im Geheimen aber traf der Bruder Buchdrucker mit dem Bruder Lehrjungen — dem Herrn Zeitungsredacteur, — eine neue schriftliche Uebereinkunft, — so nämlich, daß Benjamin ihm nach wie vor als Lehrjunge dienen sollte! — So blieb denn in Folge dieser geheimen, ungesetzlichen Uebereinkunft der sogenannte Herr Zeitungsredacteur in der Wirklichkeit Lehrjunge! Die Zeitung erschien einige Monate lang unter seinen Namen; da ihn aber übrigens der Bruder ganz als Lehrjunge behandelte, so war's kein Wunder, daß der lebhafte Franklin sich nicht in diese doppelte Stellung finden konnte. Beständige Reibungen mochten vorhergegangen sein, und als wieder einmal der Streit ausbrach, wagte es der gesetzlich freigesprochene Lehrling, — der freilich freiwillig im Geheimen neue Verbindlichkeiten eingegangen hatte, — von seiner Freiheit Gebrauch zu machen. — „Der Bruder wird es nicht wagen, mit dem geheimen,

ungesetzlichen Vertrage hervorzutreten," dachte Benjamin, und faßte den Entschluß, den Bruder zu verlassen. „Unstreitig," bekennt Franklin selbst, „war es unredlich von mir, daß ich mir diesen Umstand zu Nutzen machte, und ich bekenne offen, daß ich diese Handlung stets als eine der ersten Verirrungen meines Lebens betrachtete; ich war jedoch durch die Rückerinnerung an die von ihm empfangenen Schläge erbittert, keineswegs fähig, sie nach ihrem vollen Werthe zu würdigen. Mein Bruder war übrigens, trotz seines leidenschaftlichen Benehmens gegen mich, keineswegs ein Mensch von übler Gemüthsart, und vielleicht war mein Betragen gegen ihn auch zu unbescheiden, als daß er das seinige nicht sehr natürlich hätte beschönigen können."

Der Bruder Jakob, sobald er von Benjamins Entschlusse, ihn zu verlassen, erfuhr, that alles Mögliche, ihn daran zu verhindern, und ging unter andern auch zu allen Buchdruckern Bostons, um sie gegen Franklin einzunehmen. Es gelang ihm das um so eher, als Franklin selbst durch seine Unbesonnenheit die Mehrzahl der Bürger gegen sich eingenommen hatte, und selbst von der Regierungspartei als eine verdächtige, gefährliche Person betrachtet wurde. Ja, er konnte um so weniger auf Unterstützung rechnen, als er, wie er selbst erzählte, in Betracht einiger unbesonnenen Äußerungen über Religionsgegenstände bereits anfing „von frommen Seelen mit einer Art Abscheu und entweder als Gotteslaügner, oder als Abtrünniger angesehen zu werden." — Leider sah er zu spät ein, wie er selbst sich durch seine voreilige, unreife politische Schriftstellerei und Religionsspötterei sein Fortkommen in der Vaterstadt unmöglich gemacht hatte! Er beschloß deßhalb, unternehmend wie er war, Boston zu verlassen, und da sein Vater durchaus in solch abenteuerliche Pläne nicht einwilligen wollte, heimlich nach New-York, als der nächsten Stadt, wo sich ebenfalls Druckereien befanden, zu entfliehen.

Sein Freund Collins bewog durch einige falsche Vorspiegelungen, als wenn sich Franklin mit einem schlechten Mädchen eingelassen hätte und unannehmlichen Folgen ausweichen wolle, — einen nach New-York abfahrenden Capitain, Franklin heimlich in seiner Schaluppe mitzunehmen, und bald befand sich der siebzehnjährige Jüngling mitten auf

der See, fern der Heimath, ohne Freunde mit einer kleinen Summe Geld, das er aus dem Verkauf eines Theils seiner Bücher gelöst hatte. —

Drittes Kapitel.

Wanderjahre. Philadelphia.

Das war nun freilich ein schlechter Anfang. Ein davongelaufener Lehrjunge, welcher durch eine Lüge seinem Lehrherrn und der ihm argwöhnisch beobachtenden Obrigkeit, welche ihn gern unschädlich gemacht hätte, entflieht, geht unbesonnen in das fremde Leben, das ihn eben so gut verderben konnte, als es ihn, wenn auch nicht ohne seine Verdienste, emporhob! —

Bald war man in New-York; aber Arbeit war nicht sobald gefunden. Der einzige dortige Buchdrucker konnte oder wollte dem unbekannten Jüngling keine Arbeit geben, und dieser mußte sich entschließen, sein Glück weiter zu versuchen. Er beschloß also, auf den Vorschlag eben dieses Buchdruckers Bradford nach dem 100 englische Meilen weit entfernten Philadelphia, zu Bradfords Sohn, zu gehen. —

Auf dem Meere trat Windstille ein, und die Mannschaft unterhielt sich mit Stockfischfangen. Wir wissen, daß Franklin sich's zur Pflicht gemacht hatte, keine von lebenden Thieren herrührende Speisen, sondern nur Pflanzenkost, zu essen, weil er es mit jenem Schriftsteller für unrecht hielt, ein Thier zu tödten. — „Nun war ich aber früher," erzählt Franklin, „ein außerordentlicher Freund von Fischen gewesen, und wenn mir einer der Stockfische aus der Bratpfanne mit herrlichem Wohlgeruch entgegendampfte, so kam meine Neigung mit meinen Grundsätzen nicht wenig in's Gedränge. Demungeachtet zögerte ich eine Zeit lang, bis ich endlich einen der Stockfische öffnen sah und bemerkte, daß er einen kleinen Fisch im Bauche hatte; da sagte ich zu mir selbst: wenn du einen andern essen kannst, sehe ich keinen Grund ein, warum man dich nicht auch essen soll. Demgemäß aß ich denn vom Stock-

fisch mit größtem Wohlbehagen und von der Zeit an fuhr ich fort, gleich andern Menschen zu essen, indem ich von Zeit zu Zeit zu meiner Pflanzenkost zurückkehrte. Man sieht hieraus, wie zuträglich es ist, ein vernünftiges Thier zu sein, das einen plausiblen Grund für alles aufzufinden im Stande ist, so oft es einen solchen nöthig hat."

In der Nähe von Rhode Island überfiel ein Windstoß die Reisenden und zerriß nicht blos die elenden Segel, sondern schleuderte auch einen betrunkenen Holländer, der sich unter den Passagieren befand, in's Meer. Der Betrunkene wäre untergesunken, wenn ihn nicht der muthige Franklin kräftig bei den Haaren ergriffen und an Bord gezogen hätte. An der Insel angekommen konnten sie wegen der starken Brandung — das Meer schlug tobend an die Felsen des Ufers — nicht landen, und mußten, durchnäßt wie sie waren, die Nacht am Bord zubringen. Am andern Tage endlich ließ der Wind nach, und die Reisenden erreichten Amboy noch vor Einbruch der Nacht, nachdem sie 30 Stunden, ohne Nahrungsmittel, nur mit einer Flasche schlechten Wassers versehen, zugebracht hatten. Das heftige Fieber, welches Franklin davon trug, mochte wohl seine frühere Neigung für's Seeleben etwas abgekühlt haben. Glücklicherweise ließ sich das Fieber durch im vollen Maße genossenes Wasser, wodurch er in Schweiß gerieth, wieder vertreiben. Nun hatte er auch noch einen Weg von 50 Englischen Meilen zu Fuß zurückzulegen. Es regnete in Strömen, und schon Mittags konnte der bis auf die Haut durchnäßte Jüngling nicht mehr weiter; er mußte in einem elenden Wirthshause liegen bleiben. „Wärst du doch zu Hause geblieben," dachte er damals schon; und betrachtete mit Schrecken seine schon ziemlich abgetragenen Kleider, als er aus den an ihn gerichteten Fragen merkte, daß man ihn für einen entlaufenen Dienstboten, ansah. Er fürchtete, man werde ihn als solchen einstecken und war froh, als er sich wieder im Freien befand. Am andern Abend bewies ihm ein Dr. Brown, der ein Wirthshaus an der Straße hatte, als er bemerkte, daß der Reisende Bücher gelesen hatte, und gar nicht unwissend sei, viel Theilnahme und Freundschaft. — Schon wieder ein Nutzen vom Bücherlesen! — In Burlington, wo er ein Packetboot nach Philadephia zu treffen hoffte, erhielt er die unangenehme Nachricht, daß

dasselbe eben abgesegelt sei. Eine alte Frau, bei der er im Vorübergehen einige Pfefferkuchen in der Absicht gekauft hatte, um sich ihren Rath zu erbitten, lud ihn ein, bei ihr zu wohnen, bis sich eine Gelegenheit finden werde. Ja, sie wollte ihn selbst bereden, sich in Burlington als Buchdrucker niederzulassen, — aber ihr, wie Franklin fehlte das Geld dazu! Der fremde, ärmlich gekleidete Jüngling ward in diesem Hause mit wahrer Gastfreundschaft behandelt; fand Essen und Trinken und, was mehr ist, freundliche Theilnahme, und die gute Alte wollte für Alles nicht einmal eine Entschädigung nehmen. Glücklicherweise traf Franklin Abends noch ein Boot, das nach Philadelphia fuhr und ihn mitnahm.

Wer hätte gedacht, daß der arme Jüngling, der jetzt in dem ärmlichen Aufzuge zu Philadelphia ankam, einst an demselben Orte landen sollte, von einer jauchzenden Volksmenge, als Retter und Befreier des Vaterlands, begrüßt? —

„Bei meiner Ankunft in Philadelphia," so erzählt Franklin, „war ich in meinen Arbeitskleidern, da meine bessern erst zur See nachkommen sollten. Ich war mit Schmuz bedeckt, und meine Taschen mit Hemden und Strümpfen angefüllt; dabei kannte ich keine Seele in der Stadt, und wußte nicht, wo ich nur eine Wohnung finden sollte. Ich war durch das Gehen, Rudern und daß ich die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, angegriffen und fühlte außerordentlichen Hunger; mein ganzer Geldvorrath bestand aber nur aus einem holländischen Thaler und einiger Kupfermünze, im Werthe von etwa einem Schilling, die ich den Bootsleuten für meine Ueberfarth gab. Da ich ihnen beim Rudern geholfen hatte, so wollten sie anfänglich nichts nehmen, aber ich beharrte darauf, daß sie es nehmen mußten. Der Mensch ist zuweilen viel freigebiger, wenn er wenig hat, als wenn seine Taschen mit Geld gefüllt sind, ohne Zweifel, weil er im ersten Falle seine Armuth verdecken will."

Nicht wissend, wohin er sich wenden sollte, ging er die erste beste Straße hinauf; — da begegnet ihm ein Kind mit einem Brode und erinnert ihn daran, daß es Mittagszeit sei. Das Kind zeigt ihm den Bäckerladen, und er forderte, da er die Brodpreise nicht kannte, für drei Penny Brod. Er erstaunte, als er dafür drei große runde Brode erhielt, war aber zu befangen, um sie wieder zurückzugeben. Vergebens

versuchte er, sie in die Taschen zu schieben; er mußte sich endlich entschließen, unter jedem Arm ein Brod zu nehmen, während er das dritte verzehrte. So, unter jedem Arm ein Brod und an dem dritten kauend, zog unser Benjamin durch die Stadt, und Mancher mochte wohl damals lächelnd dem abenteuerlichen, essenden Wanderer nachgeschaut haben! Ein Mädchen — dieselbe, die später Franklins Frau wurde — stand unter der Thür, als er vorbeiging, und beide haben wohl oft über dieß erste Begegnen und den sonderbaren, grotesken Aufzug des berühmten Franklin gelacht! —

Damals ließ sich Franklin durch Nichts stören. Immer an seinem Brote kauend, war er die ganze Stadt durchwandert und kam am Ende wieder in die Nähe des Bootes, auf welchem er angekommen war. Unterdessen hatte sich auch der Durst eingestellt; er war froh, nur Wasser zu finden, und da er eben kein bessres hatte, stieg er in's Boot und trank das aus dem Flusse geschöpfte Wasser. Hunger und Durst waren nun gestillt, — an die Zukunft dachte er nicht und schenkte die beiden andern Brode einer Frau, die nebst ihren Kindern auf dem Flusse mit herabgefahren war. Er war für heute genug gesättigt, und morgen, dachte er, wird ja auch gesorgt werden! Von Neuem begann er hierauf seine Wanderung; — eine Menge schöngekleideter Menschen begegneten ihm; er schlenderte mit der Menge fort, und gelangte so in ein Quäckerversammlungshaus, wo er sich ungenirt setzte. Aber zufällig fühlte keiner der Quäker sich zum Sprechen begeistert. — — (Die Quäker haben nämlich keine besondern Prediger, sondern ein jedes Gemeindeglied redet in den Versammlungen, wenn es sich vom heiligen Geiste ergriffen glaubt.) — Franklin sah sich eine Zeit lang unter diesen stillen, ernsten Leuten um; aber da Niemand sich um ihn kümmerte und Alles schwieg, — so schlief er am Ende, ermattet vor Anstrengung und Nachtwachen, ein. Die Versammlung trennte sich wieder, ohne daß Einer gesprochen hätte, und Franklin würde wahrscheinlich fortgeschlafen haben, wenn nicht ein Nachbar ihn geweckt hätte. „Dies," sagt Franklin, „war somit das erste Haus, das ich in Philadelphia betrat," — oder vielmehr in welchem er schlief.

Abermals begann er von Neuem seine planlosen Wanderungen durch die Straßen von Philadelphia. Aufmerksam

schaute er jedem Begegnenden in's Gesicht, bis er am Ende abermals auf einen jungen Quäker stieß, dessen ganzes Wesen ihm Vertrauen erweckte. Diesen bat er um Nachweis eines Nachtquartieres, und der gefällige Mann führte ihn selbst in einen Gasthof. Dort ließ Franklin sich ein Mittagsessen bringen, mußte aber viel von zudringlichen Fragen über sein Vorhaben und seine Person ausstehen, aus denen er so viel schließen konnte, daß man ihn für einen davongelaufenen Burschen halte; — und leider sagte ja sein böses Gewissen dasselbe.

Nachdem Franklin gehörig ausgeschlafen hatte, kleidete er sich so gut als es anging, um den Buchdrucker, an den er empfohlen war, Bradford den Jüngern, aufzusuchen, und er erhielt durch dessen Vermittlung bei einem andern Buchdrucker, Namens Keimer, Arbeit. Franklin war froh, nur wieder Obdach und Brod gefunden zu haben. Er hatte wohl einsehen gelernt, daß es nicht blos sehr unrecht sei, die Aeltern heimlich zu verlassen, und eingegangene Verpflichtungen zu lösen, sondern daß es in jedem Falle auch sehr unklug sei, aus der Heimath fortzulaufen und nicht zu wissen, wohin, und er war nur froh, daß man ihn nicht als Landstreicher aufgegriffen und mit Schimpf und Schande wieder nach Hause transportirt hatte. Er machte keine großen Ansprüche, und die große Meinung, die er von sich hatte, als er Boston verließ, war durch die Erlebnisse auf der Reise bedeutend herabgestimmt. Er hatte einsehen gelernt, daß es gar nicht so leicht sei, sein Fortkommen zu finden, und daß das größte Hinderniß des Fortkommens für einen jungen Menschen das ist, daß fremde Leute, selbst wenn er Etwas zu leisten im Stande ist, das eben nicht wissen! Wer wird gern ohne Empfehlungen einen jungen Menschen, von der Landstraße hinweg, in sein Geschäft nehmen, ehe er weiß, daß der Fremde ehrlich, arbeitsam und geschickt ist? — Auch unserm Franklin fehlte dieser Segen des vierten Gebots! —

Keimer's Buchdruckerei war in schlechten Umständen, und Franklin hatte bald weg, daß sein Herr Principal zwar das Geschäft ein wenig verstehe, und mit dem Setzen der Schrift umzugehen wisse, in Handhabung der Buchdruckerpresse aber ganz unerfahren sei. Zufällig ward Franklin jetzt zu demselben Herrn Read in Kost gegeben, dessen Tochter ihn bei seiner ersten Wanderung durch Philadelphia,

mit den drei Broden, kauend, an ihrer Hausthüre getroffen hatte, und da Franklins andere Kleidungsstücke unterdessen angekommen waren, so suchte er den ersten ungünstigen Eindruck wieder zu verwischen, indem er sich in seinen bessern Kleidern Herrn Read und seiner Tochter vorstellte. —

Hier machte nun Franklin mancherlei Bekanntschaften; aber immer suchte er mit solchen Leuten bekannter zu werden, von welchen er etwas lernen zu können hoffte, wobei er willig jede gute Lehre annahm. So traf sich's einmal, daß ein älterer Mann der Stadt in seiner Bibliothek den Besuch unsers Franklins annahm. Beim Weggehen zeigte ihm derselbe einen kürzern Ausweg durch einen engen Gang, über welchem ein Querbalken war und rief ihm nach: „Bücke dich, bücke dich!" — Franklin verstand ihn nicht, bis er fühlte, daß sein Kopf gegen den Balken stieß. „Du bist jung," sagte der Alte, „und hast die Welt noch vor dir; bücke dich, wenn du hindurch gehst, und du wirst manchem harten Stoß entgehen." „Dieser, so in meinen Kopf hineingeschlagene Rath," erzählt Franklin, „ist mir wohl zu Statten gekommen, und oft dachte ich daran, wenn ich sah, wie der Stolz gekränkt ward, und wie Menschen dadurch in's Unglück geriethen, daß sie ihre Nasen zu hoch trugen." —

Auch unter den jüngern Leuten suchte er mit solchen bekannt zu werden, die, nicht in losen Streichen, in Spielen und Trinken, sondern in guten Büchern bewandert waren. Mit ihnen brachte er seine Abende auf die angenehmste Weise, mit Lesen und Unterhaltung, hin, und hatte dabei den Vortheil, daß er sein Geld behielt, was Andre vertranken und verspielten, und daß er bei seiner Mäßigkeit ein sehr zufriedenes Leben führte, indem er die Genüsse, die er nach seinen Verhältnissen haben konnte, genügsam genoß, ohne sich nach dem zu sehnen, was er nicht hatte und nicht haben konnte. Ueber diese Zufriedenheit spricht er sich selbst sehr wahr aus: „Alle menschlichen Verhältnisse haben ihr Unangenehmes; wir fühlen nur das, was wir eben vor uns haben, fühlen aber, und sehen keineswegs das Unangenehme, das sich an Andern, und in andern Verhältnissen auch vorfindet. Darum ändern wir auch häufig und mühselig, ohne etwas zu bessern, ja verschlimmern dadurch wohl gar unsern Zustand. In meiner Jugend fuhr ich einmal auf einer kleinen Schaluppe den

Delaware-Fluß hinab. Da wir keinen Wind hatten, so mußten wir, als die Fluth um war, Anker werfen, und auf die nächste warten. Die Hitze auf dem Schiff war entsetzlich, die Gesellschaft mir fremd und nicht besonders angenehm. Da erblickte ich nahe am Flußufer Etwas, das mir eine anmuthige, grüne Wiese schien, in deren Mitte ein großer schattiger Baum stand, wo mir sogleich einfiel, daß ich mich darunter setzen und lesen — (ein Buch hatte ich in der Tasche) und meine Zeit recht angenehm zubringen könnte, bis die Fluth wieder einträte. Ich vermochte also den Kapitain, mich an's Land zu setzen. Als dieß nun geschehen war, fand ich, daß die Wiese größtentheils ein Sumpf war, worin ich, um zu meinem Baum zu gelangen, bis an die Kniee im Kothe waten mußte. Und noch saß ich nicht fünf Minuten unter seinem Schatten, so setzten sich die Mückenschwärmer mir auf die Beine, Hände und in's Gesicht, daß sie mir sowohl Lesen als Ruhen unmöglich machten. So mußte ich denn nach dem Ufer zurück und nach dem Bote rufen, mich wieder aufzunehmen, wo ich nun die Hitze, die ich zu meiden gesucht hatte, und das Gelächter der Gesellschaft obendrein ertragen mußte." —

Auf diese Weise suchte sich Franklin Boston und seine früheren Verhältnisse, die bei allem Unangenehmen doch auch ihr Angenehmes hatten, weil er in der Mitte seiner Familie lebte, aus dem Sinn zu schlagen. Auch wußte dort Niemand, außer Freund Collins, wo Franklin hingekommen war. Zufällig aber erfuhr ein Schwager Franklins, ein Schiffscapitain, den jetzigen Aufenthalt Franklins, schrieb ihm, daß seine Aeltern sehr bekümmert über sein Fortgehen, aber ihm demungeachtet mit gleicher Neigung zugethan wären, und bat ihn, in die Heimath zurückzukehren. Franklin antwortete schriftlich, und der Zufall wollte, daß der Gouverneur der Provinz, Namens Keith, gerade bei dem Schwager Franklins sein mußte, als dieser den Brief Franklins erhielt. Der Gouverneur Keith las den Brief, in welchem Franklin klar und beredt die Gründe auseinandergesetzt hatte, weshalb er Boston verlassen, und fand großes Gefallen daran. Franklins Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck schien schon günstigen Erfolg für ihn haben zu sollen, — denn der Gouverneur kam wenige Tage darauf in Beglei-

tung eines vornehmen Offiziers selbst in Keimers Buchdruckerei. Solche Besuche waren etwas Seltenes und Keimer, der sich beeilt hatte, dem vornehmen Herrn entgegen zu gehen, war vollends nicht wenig erstaunt, als die Herrn nach dem jungen Franklin fragten. Der Gouverneur ging die Treppe hinauf, auf Franklin zu, und sagte dem jungen Buchdrucker mit einer Artigkeit und Herablassung, wovon Franklin noch wenig erfahren hatte, so viele Schmeicheleien, daß Franklin sowohl, wie sein Principal, ganz versteinert waren. Aber als der Gouverneur den Wunsch aussprach, mit Franklin näher bekannt zu werden, ihm freundschaftliche Vorwürfe machte, daß er ihn nicht aufgesucht und ihn zuletzt einlud, im Gasthofe mit ihm und den ihn begleitenden Obersten eine Flasche Madeira zu trinken, — da war Keimer wie vom Blitze getroffen!

Franklin ließ sich nicht lange bitten und fühlte sich ungemein geschmeichelt, als ihm der Gouverneur bei einem Glas Madeira den Vorschlag machte, in Philadelphia eine Druckerei zu gründen, wobei er demselben seiner Unterstützung, seines Schutzes versicherte und versprach, ihm alle öffentliche Druckschriften bei dem Gouvernement zuzuweisen. Die Entgegnung Franklins, daß sein Vater ihn schwerlich in einem solchen Unternehmen unterstützen werde, wußte Keith dadurch niederzuschlagen, daß er selbst ihm ein Schreiben an seinen Vater mitzugeben versprach, wenn Franklin, wie man ihm rieth, selbst nach Boston zurückkehren würde.

Franklin war geblendet von diesen schmeichelhaften Vorschlägen, und als ihn der Gouverneur vollends zu Tische einladen ließ, so nahm der Unerfahrene, Arglose gern des angesehenen Mannes Leutseligkeit, Herablassung und Freundschaftlichkeit für baare Münze, obschon er nicht begreifen konnte, wie er gerade zu dieser Ehre und Gnade gelangt sei. —

Mit einem großen Schreiben des Gouverneurs versehen, reiste Franklin nach siebenmonatlicher Abwesenheit von der Heimath nach Boston zurück und ward von den Aeltern, die gar keine Nachricht von ihm erhalten hatten, da der Schwager noch nicht zurückgekehrt war, mit großer Herzlichkeit willkommen geheißen. Nur der Bruder Jakob, dem Franklin am Meisten unrecht gethan hatte, empfing ihn kalt. Franklin

suchte jenen in der Druckerei auf, und vielleicht wollte der jüngere Bruder, der auch ohne des älteren Hilfe sich fortgefunden hatte, es dem ehemaligen Lehrherrn doch merken lassen, daß er jetzt besser gekleidet war, als sonst, so lange er in seinen Diensten gewesen; vielleicht that er sich auf seinen selbst erworbenen neuen, zierlichen Anzug, seine Taschenuhr, seine mit fünf Pfund Sterling gefüllte Börse, gar zu viel zu Gute. Kurz, die Aufnahme war nicht brüderlich, und nachdem Jakob den Bruder Benjamin von Kopf bis zu Fuß betrachtet hatte, setzte er seine Arbeit wieder fort.

Das verdroß jedenfalls unsern Benjamin, und als die Arbeiter in des Bruders Buchdruckerei ihn ausfragten, — da sprach Benjamin mit so hohem Lobe von Philadelphia und dem glücklichen Leben, das sie dort führten, breitete so prahlerisch die Handvoll Silberstücke aus, die er aus der Tasche zog, unterließ nicht, ihnen seine neue Uhr zu zeigen, daß das Alles dem Bruder wohl verdrießen mußte. Als nun der Bruder fortfuhr, düster und mißmuthig zu bleiben — so gab Franklin, — doch auch mit in der Absicht, den Bruder zu ärgern, — den Arbeitern einen Schilling zu vertrinken, (er hätte allerdings in seiner Lage nicht nöthig gehabt, mit dem Gelde groß zu thun) — und verabschiedete sich dann. Dieser Besuch hatte den Bruder sehr gekränkt, und er glaubte sich dadurch so offen vor seinen Leuten verhöhnt zu sehen, daß alle Aussöhnungsversuche, die namentlich der Mutter sehr am Herzen lagen, vergebens waren. — Franklin hat noch in seinem Alter diesen Fehler wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen gesucht. Als sich nämlich die Brüder nach vielen Jahren wieder sahen, war Benjamin ein wohlhabender, geachteter Mann, — Jakob — krank zum Tode. Die Feindschaft war vergessen. — Jakob bat Franklin, im Vorgefühl seines nahen Todes, sich seines unmündigen Sohnes anzunehmen, und Franklin versprach's nicht blos, sondern hielt es, und durch unsers Franklins uneigennützige Bemühungen gelang es, daß der Sohn des Vaters Geschäft später übernehmen und fortführen konnte. Doch das geschah später! —

Jetzt hatte aber auch bei dem Vater das Schreiben des Gouverneurs nicht die gewünschten Erfolge. Der alte vorsichtige Seifensieder schien zwar einigermaßen darüber zu

erstaunen, aber er meinte, Keith müsse gar wenig Ueberlegung haben, daß er einen so jungen Menschen von siebzehn Jahren ein eignes Geschäft wolle beginnen lassen. Der Schwager Kapitain, der unterdessen angekommen war, setzte zwar dem Vater tüchtig zu, daß er auf Franklins Pläne eingehen sollte, aber der alte Josias meinte, das ganze Vorhaben sei Unsinn und verweigerte seine Zustimmung und Geldunterstützung auf's Bestimmteste. Dennoch dankte er in einem Brief dem Gouverneur auf's angelegentlichste für das seinem Sohne bewiesene Wohlwollen. Weiter war von dem vorsichtigen Vater Nichts zu erlangen; er mochte vielleicht auch denken, daß mit vornehmen Herrn nicht gut Kirschen essen sei. Auch Benjamins Fleiß und Sparsamkeit lobte er und versprach, später ihm unter die Arme zu greifen, wenn er zu reiferem Alter gekommen wäre und sich durch Beharrlichkeit und weise Sparsamkeit selbst so viel zurückgelegt haben würde, um ein Geschäft zu begründen.

Mit diesem guten Rath und einigen kleinen Geschenken von Vater und Mutter mußte Franklin wieder abreisen, dießmal wenigstens nicht ohne Zustimmung und Segen seiner Aeltern, da jetzt an eine Versöhnung der Brüder nun einmal nicht zu denken war. Unterwegs legte das Schiff in Newport an; Franklin suchte daselbst seinen Bruder John auf, der ihn sehr freundlich aufnahm. Ein Freund des Bruders, Namens Vernon, bat Franklin bei dieser Gelegenheit, für ihn eine Forderung von ungefähr 36 Pfund Sterling in Pennsylvanien einzukassiren, und das Geld in Verwahrung zu behalten, bis er weitere Bestimmung darüber getroffen haben werde. — Wir werden später sehen, daß Franklin selbst dieses Vertrauens noch nicht werth war! —

Unterwegs kam Franklin in Versuchung, mit einigen lustigen Frauenzimmern der Reisegesellschaft nähere Verbindungen anzuknüpfen, wenn ihn nicht eine ernste und verständige Quäkerin von diesem Umgange abgehalten hätte. Glücklicher Weise folgte Franklin diesem Rathe; denn die Dame hatte recht; und als man in New-York ankam, vermißte der Capitain mehrere silberne Löffel und andre Sachen, die man nach angestellter Haussuchung bei den ohnehin in schlechtem Rufe stehenden Mädchen fand. —

In New-York traf Franklin seinen Freund Collins, der ihn begleiten wollte, und voraus gereist war. In Boston waren beide ehedem die besten Freunde und unzertrennlichen Genossen gewesen, hatten zusammen Bücher gelesen, und namentlich hatte Franklin viel von den mathematischen Kenntnissen seines Freundes profitirt. „Er war," erzählt Franklin, „damals ein nüchterner und fleißiger Junge; seine Kenntnisse hatten ihm die allgemeine Achtung erworben, und er schien zu versprechen, einst keine gewöhnliche Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Während meiner Abwesenheit hatte er sich aber leider das Branntweintrinken angewöhnt, und ich hörte sowohl von ihm selbst, als von Andern, daß er sich seit seiner Ankunft in New-York jeden Tag berauscht und eine sehr ausschweifende Lebensweise geführt hatte. Er hatte sich auch dem Spiele hingegeben, und all sein Geld verloren, so daß ich genöthigt war, seine Rechnung im Gasthofe zu bezahlen und ihn noch auf der Reise zu erhalten; — eine Bürde, die mir sehr lästig fiel." —

Franklin, wie Collins, hatten eine sehr ansehnliche Büchersammlung bei sich, und da die gelehrten Reisenden und die Bücher damals seltener als jetzt waren, so bat der Gouverneur von New-York den Kapitain, die Bücherbesitzer zu ihm zu bringen. Franklin ging und hätte seinen Freund Collins gar gern auch mitgenommen, wenn derselbe nicht — betrunken gewesen wäre. — Wie wohl that dem armen Jungen das Wohlwollen eines so angesehenen Mannes, der ihn artig aufnahm, seine Bibliothek zeigte, und sich mit ihm über Bücher und Schriftsteller unterhielt! — Schon wieder ein Nutzen des Bücherlesens! —

Jetzt ging Franklins Geld auf die Neige. Collins besaß auch Nichts, und so ließen sich leider die beiden Jünglinge verleiten, das Geld Vernons anzugreifen. Ohne dasselbe hätten sie ihre Reise gar nicht fortsetzen können. Es war freilich fremdes, anvertrautes Geld, und Franklin mag wohl mit schwerem Herzen das erste Geldstück ausgegeben und gefühlt haben, daß diese Unredlichkeit für ihn eine Quelle vieler Unannehmlichkeiten werden könne. Das zeigte sich auch recht bald. Da Franklin das Geld einmal für sich angerissen hatte, so machte auch Collins darauf Ansprüche, und Franklin wagte nicht, ihn zurück zu weisen. Da nun leider

Collins Hoffnungen fehl schlugen — (er suchte als Kaufmannsdiener eine Anstellung; aber die Empfehlungsbriefe, die er mit sich trug, verhalfen ihn nicht dazu, weil des Empfohlenen Aussehen, sein Betragen, die Branntweindünste, die von ihm aufstiegen, ihn eben durchaus nicht empfehlen mochten —) so wohnte und lebte Collins auf Franklins Kosten von Vernons Gelde. Sobald er eine Stelle erhalten würde, wollte er das Geld zurückbezahlen; aber Franklin zweifelte damals schon, ob der Trunkenbold je eine Stelle erhalten würde, und je mehr er ihm gab, desto bänger ward es ihm, woher er das verthane Geld wieder ersetzen sollte! Dabei ließ Collins nicht von seiner übeln Gewohnheit und zeigte sich in jeder Hinsicht als einen Menschen, der Andre für sich arbeiten und sorgen lassen wolle. — „Einst," so erzählt Franklin in seinem Leben, „einst machten wir in Gesellschaft andrer jungen Leute auf dem Delaware eine Spazierfahrt in einem Boote, und als die Reihe zu rudern an Collins kam, weigerte er sich dessen. „Ihr sollt für mich rudern," sagte er, „bis wir nach Hause kommen." — „Nein," erwiederte ich, „wir werden nicht für dich rudern." „Ihr müßt," sagte er, „oder ihr könnt die ganze Nacht auf dem Wasser zubringen, wie es euch gefällt." — „Laßt uns rudern," riefen die Uebrigen, „was hat's zu sagen, ob er uns hilft oder nicht." — Da ich aber schon wegen seines frühern Betragens über ihn erzürnt war, so beharrte ich auf meiner Weigerung. Er schwur hierauf, daß er mich rudern lehren wolle, oder er werde mich aus dem Boote werfen, und damit ging er auf mich los. Ich kam ihm aber zuvor, und sobald ich ihn erreichen konnte, nahm ich ihn beim Kragen, und stürzte ihn kopfüber in den Fluß. Ich wußte, daß er ein guter Schwimmer, und daß für sein Leben nichts zu fürchten war. Ehe er wieder auftauchen konnte, hatten uns einige Ruderschläge aus seinem Bereiche gebracht, und so oft er das Boot wieder erreicht hatte, fragten wir ihn, ob er rudern wolle, indem wir ihn mit den Rudern auf die Hände klopften, daß er seinen Halt fahren lassen mußte. Er war vor Wuth dem Ersticken nahe, weigerte sich aber demungeachtet das verlangte Versprechen zu leisten. Da wir am Ende bemerkten, daß seine Kräfte nahe zu erschöpft waren, so zogen wir ihn in das Boot herein, und führten ihn am Abend

völlig durchnäßt nach Hause. Nach diesem Abenteuer trat die größte Kälte zwischen uns ein." —

Bald darauf ward Collins Hofmeister für die Kinder eines angesehenen Herrn in Barbados; — er ging fort, mit dem Versprechen, seine Schuld von seinem ersten Gehalte zu bezahlen; — aber Franklin hat nie wieder etwas von ihm gehört! —

So hatte sich Franklin dadurch, daß er das ihm anvertraute Geld leichtsinnig angegriffen hatte, in eine Menge von Verlegenheiten gestürzt und nachhaltige Sorgen sich bereitet. Er selbst erkennt das freimüthig an. — „Die Verletzung des von Vernon in mich gesetzten Vertrauens," sagt er, „war einer der ersten großen Irrthümer meines Lebens, und es ist ein Beweis, daß mein Vater nicht Unrecht hatte, wenn er mich noch für zu jung hielt, um einem wichtigen Geschäfte vorzustehen!" —

Franklin hatte den Brief seines Vaters an den Gouverneur abgegeben. Dieser hielt die Vorsicht des Alten für übertrieben, und da er leider die Gewohnheit hatte, nur in Versprechungen, die ihn selbst nichts kosteten, freigebig zu sein, so versprach er dem Franklin, selbst das Geld zur Errichtung einer Druckerei herzugeben. Nun wußte zwar gar Mancher in Philadelphia, daß Keith ein im Versprechen sehr freigebiger, im Halten sehr karger Mann sei; — Franklin aber wußte das nicht, und da Alles im Geheimen betrieben wurde, so konnte Niemand unsern Franklin warnen. Der junge zutrauliche Mann konnte in die Redlichkeit des vornehmen Herrn, der ihm seine Freundschaft so ungesucht angetragen hatte, kein Mißtrauen setzen, und Franklin hielt denselben für den besten Menschen von der Welt! — Der Gouverneur mochte aber doch fürchten, Franklin würde ihn mit der verheißenen Geldunterstützung zur Anschaffung von Drucklettern und Pressen beim Wort halten; — er beredete also den jungen unerfahrenen Jüngling, lieber selbst nach London zu reisen, weil man dort Alles billiger kaufe, und gute Geschäftsverbindungen anknüpfen könne. Natürlich erfuhr auch von diesen Verhandlungen Niemand Etwas. —

Auch Franklins Prinzipal, Keimer, hatte durchaus keinen Verdacht, und hatte zu dieser Zeit gerade die abenteuerlichsten Gedanken. Er wollte eine religiöse Secte grün-

den und forderte Franklin auf, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Er, so war sein Plan, wollte predigen, Franklin aber sollte die Gegner mit Gründen widerlegen. Es scheint, als wenn Keimer wohl so etwas von einem Betrüger an sich gehabt haben möchte. — Er rühmte sich übernatürlicher Eingebungen, wußte aber keinesfalls was er wollte, und war ein so beschränkter Kopf, daß er nicht bemerkte, wie Franklin ihn zum Besten hatte und gar nicht selten auf feine Weise verspottete. —

„Als er mir," so erzählt Franklin selbst, „seine Ansichten auseinandersetzte, fand ich eine Menge Abgeschmacktheiten darin, die ich alle verwarf, ob er sich gleich erbot, dagegen einige meiner Ansichten aufzunehmen. Keimer trug seinen Bart ungeschoren, wie Moses in einer Stelle sagt: „Du sollst die Spitzen deines Bartes nicht beschädigen," Gleicherweise beachtete er die Feier des Sabbaths; — dies schienen ihm zwei wesentliche Punkte. Ich war gegen beide, versprach ihm jedoch, beide anzunehmen, wenn er sich zum Enthalten von thierischer Nahrung bequemen wolle. „„Ich zweifle,"" sagte er, „„ob dieß meine Constitution zu ertragen vermag."" Ich versicherte ihm aber, daß er sich im Gegentheil dabei besser befinden würde. Er war ein großer Schwelger, und ich versprach mir großen Spaß davon, ihn recht auszuhungern. Er sagte es mir endlich unter der Bedingung zu, daß ich ihm Gesellschaft leiste, und wir setzten es in der That drei Monate lang fort. Eine Frau aus unsrer Nachbarschaft bereitete und brachte uns unsre Speisen, und ich gab ihr ein Verzeichniß von vierzig Gerichten, unter denen sich weder Fleisch noch Fische befanden. Dieser Einfall kam mir um so mehr zu gut, als ich dabei meine Rechnung fand, denn die ganzen Kosten unsrer Lebensweise überstieg wöchentlich nicht achtzehn Pence. Ohne die geringste Beschwerde setzte ich meine Pflanzenkost fort, während Keimer schrecklich darunter litt. Erschöpft von dem Versuche, seufzte er nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Endlich konnte er es nimmer auszuhalten, er bestellte ein gebratenes Ferkel, und lud mich und zwei unsrer weiblichen Bekannten dazu ein; da aber das Ferkel ein wenig zu früh fertig wurde, so konnte er der Versuchung nicht widerstehen und aß es ganz allein auf, ehe wir ankamen." — —

Während dieser Vorgänge hatte Franklin auch in dem Hause seines Kostherrn Read genauere Bekanntschaft mit der Tochter des Hauses gemacht, — (derselben, welche der junge Bursche auf seiner Wanderung durch Philadelphia mit seinen drei Broden so komisch aufgefallen war), Franklin glaubte, daß das Mädchen, das er wegen seiner guten Eigenschaften schon längst hochachtete, seine Neigung erwiedere, und bat die Mutter förmlich um ihre Einwilligung zur Verheirathung. Aber Beide waren noch sehr jung, kaum achtzehn Jahr, und die vernünftige Mutter meinte, es sei klüger, die Brautschaft jetzt nicht zu erklären, da Franklin im Begriff stand, eine große Reise zu unternehmen. Wenn er zurückkehren und sein eignes Geschäft beginnen werde, dann sei Zeit dazu. Die Frau hatte allerdings Recht, freilich aber schien den jungen Leuten diese Besorgniß ungegründet! —

Daneben hatte Franklin auch mit einigen andern Männern vertraute Freundschaft geschlossen; sie lasen, dichteten, schriftstellerten zusammen und hatten manche abenteuerliche Ideen. Von einem, Namens Osborn, erzählt Franklin z. B. selbst: „Wir hatten fest miteinander ausgemacht, daß, wer von uns zuerst sterben sollte, (wenn es möglich sei,) zu dem Ueberlebenden zurückzukehren, ihm einen freundschaftlichen Besuch machen, und ihm erzählen sollte, wie es in der andern Welt aussähe; — — er hat aber sein Versprechen nicht erfüllt!" — Leider war namentlich der Eine dieser Freunde, Namens Ralph, ein zwar talentvoller Mann, aber ziemlich ohne alle Religion, und Franklin sollte namentlich auch durch ihn selbst erfahren, daß, wo die Religiosität fehlt, es auch mit der Moralität nicht weit her ist. — Dieser Ralph wollte unter dem Vorwande, eine Geschäftsreise nach England machen zu müssen, Franklin begleiten; — er verließ Weib und Kind in Amerika, und erst in England erfuhr Franklin, daß er die Absicht habe, nie wieder nach Amerika zurückzukehren! — Wir werden später sehen, wie schlecht er auch gegen Franklin handelte.

Endlich war die Zeit gekommen, wo das damals noch einzige Paketboot nach England abging, und nachdem Franklin noch mit Miß Read das Gelübde der Treue gewechselt, verließ er Philadelphia. —

Der Gouverneur hatte ihn häufig zu sich kommen lassen, und ihm Empfehlungsschreiben und Kreditbriefe nach England versprochen; aber so oft Franklin bestimmtermaßen kam, um sie abzuholen, vertröstete ihn jener stets auf den folgenden Tag. Endlich war das Schiff segelfertig; Franklin sollte zur See gehen, und hatte noch keine Briefe! Sein ganzes Unternehmen hing davon ab, wovon hätte er in London sich sollen Lettern und Presse verschaffen? Er ging nochmals zum Gouverneur, — vergebens! — Dieser selbst war nicht zu sprechen, aber sein Sekretair versicherte dem Franklin, daß der Gouverneur selbst an den Hafen kommen und Franklin unbezweifelt die Briefe übergeben werde.

Das Schiff warf in New-York Anker. Richtig, — unser Gouverneur war angekommen, und Franklin begab sich stracks in dessen Wohnung. Aber er ward nicht vorgelassen; „der Herr Gouverneur sei zu beschäftigt," hieß es, „aber er werde unfehlbar die Briefe an Bord des Schiffes senden und lasse Franklin glückliche Reise wünschen." —

Wohl oder übel mußte Franklin ohne Briefe wieder abziehen; aber immer noch hatte er keinen Verdacht; und als vollends ein Officier des Gouverneurs an Bord des Schiffes kam und Franklin versicherte, daß er die Briefe des Gouverneurs an Bord gebracht habe, so war Franklin schon fast beruhigt. Dennoch fragte er den Kapitain nach den Papieren; da aber dieser sagte, daß das Briefpacket zwar da sei, jetzt aber nicht geöffnet werden könne, er ihm aber, noch ehe sie nach England kämen, dieselben aussuchen lassen werde, so setzte Franklin beruhigt seine Reise fort. —

Viertes Kapitel.

Franklins erste Reise nach London als Buchdrucker.

Als man in der Themse angelangt war, und der Kapitain seinen Briefbeutel öffnete, — war für Franklin nicht ein einziger Brief vorhanden. Vergebens durchstöberte er das

ganze Packet nach des Gouverneurs Briefen; — nicht ein einziger war an ihn überschrieben, oder seiner Bestellung anvertraut! — Franklin war betrogen! — — Erst in England steckte man ihm ein Licht über Keiths Charakter auf und lachte über Franklins Leichtgläubigkeit, der geglaubt hatte, der Gouverneur könne ihm Kreditbriefe mitgeben, da er doch selbst keinen Kredit hätte! — Der Gouverneur, weil er wenig zu verschenken hatte, war, um Jedermann zu gefallen, desto freigebiger mit Versprechungen, und hatte so den armen, unerfahrnen Jüngling auf so grobe Weise getäuscht!

Ohne Bekannte, ohne Empfehlung, ohne Geld stand der Jüngling allein in dem ungeheuren London. — Dennoch machte er durch einen zufällig geöffneten Brief die Bekanntschaft eines Mannes, der ihm seine Freundschaft schenkte, und später von großem Nutzen war. —

Franklin suchte und fand auch bald Beschäftigung in einer Druckerei. Er hätte sich hier vielleicht etwas zurücklegen können, wenn nicht sein ganz mittelloser Freund Ralph sein Verdientes theils hätte verzehren helfen, theils abgeborgt hätte. Schauspiele und Belustigungen erhielten beide junge Männer in einem beständigen Taumel, und wie Ralph Frau und Kinder in Amerika ganz vergessen zu haben schien, so vergaß auch Franklin seine Verpflichtungen gegen seine Braut. Nur einen einzigen kalten Brief hatte er ihr geschrieben und sie darin blos benachrichtigt, daß er nicht sobald zurückkehren würde. — „Dieß war," sagt Franklin selbst, „ein zweiter großer Fehler in meinem Leben, den ich zu verbessern wünschte, wenn ich meine Laufbahn noch einmal zu beginnen hätte." —

Zufällig hatte Franklin um diese Zeit das Buch eines irreligiösen Schriftstellers zu setzen, das voll Spott gegen die christliche Religion war. Der darin ausgesprochene Unglaube steckte unsern Franklin an, welcher, wie wir wissen, ohnedem zu Religions-Spöttereien geneigt war. Franklin war allerdings auch damals nicht ohne Religion; aber er dachte doch über die Vortrefflichkeit der christlichen Religion und die kirchlichen Andachtsübungen auch schon früher nicht so, wie es recht gewesen wäre. Jetzt ließ er sich selbst verleiten, eine Schrift in demselben Sinne zu schreiben und zu drucken, deren Grundsätze sein ehrenwerther Principal „abscheulich"

nannte, und von denen abzustehen er ihn ernstlich bat. — „Der Druck dieses Werkes," bekennt Franklin in seiner Lebensbeschreibung, „war ein weiterer Fehler in meinem Leben." Und die irrigen religiösen Ansichten blieben, wie Franklin selbst gesteht, nicht ohne Einfluß auf sein Leben. — Sein Freund Ralph nämlich hatte ein Liebesverhältniß mit einer Modehändlerin angeknüpft und war, um sie heirathen zu können, ein Landschulmeister geworden. Unterdessen war seine Geliebte in London zurückgeblieben, und durch Verlust ihrer Kundschaft öfters in Noth gerathen. Sie wendete sich deßhalb vertrauensvoll an den Freund ihres Geliebten, an Franklin, und dieser borgte ihr, um sie aus der Verlegenheit zu ziehen, alle seine Ersparnisse. Aber unser Franklin war ein sehr eigennütziger Nothhelfer und verlangte mehr dafür, als die Frau ihm mit gutem Gewissen gewähren konnte. Franklin erzählt selbst: „Meine Neigung zu ihr war ein wenig zu groß, und da zu jener Zeit meine Begriffe von Religion ziemlich locker waren, so ließ ich mich hinreißen, mir ihre dürftige Lage zu Nutzen zu machen und mir Freiheiten zu erlauben (ein weiterer Irrthum in meinem Leben), welche sie mit verdienter Verachtung zurückwies." — Freund Ralph erfuhr natürlich des Freundes unwürdiges Betragen, und es erfolgte ein Bruch; ja Ralph glaubte dadurch auch seiner Verpflichtungen gegen Franklin enthoben zu sein. — Beschämt mußte Franklin gestehen, daß er das Vertrauen des Freundes mißbraucht habe; — Rückzahlung der Ralph gemachten Vorschüsse durfte er nun gleich gar nicht erwarten — und es war das zwar eine kleine, aber um so gerechtere Strafe, je leichtfertiger damals Franklin über sein Vergehen dachte! — —

Franklin fühlte selbst, wie vielen Grund an dieser sittlichen Verirrung sein Unglaube gegeben habe, und er spricht sich über seine damaligen Grundsätze selbst in seinem Alter, als er sein Leben beschrieb, sehr mißbilligend aus:

„Meine Aeltern hatten mir frühzeitig religiöse Gesinnungen einzuprägen gesucht, und von meiner Kindheit an wurde ich nach den Grundsätzen des Calvinistischen Glaubensbekenntnisses zur Gottesfurcht angehalten. Kaum hatte ich jedoch mein funfzehntes Jahr erreicht, als ich, nachdem zuerst in Folge dessen, was ich gelesen hatte, verschiedene Zwei-

fel über manche Glaubenssätze in mir entstanden waren an der Offenbarung selbst zu zweifeln begann." — Einige Schriften erschütterten seinen Glauben ganz, so daß er zuletzt nur noch an Gott glaubte. — „Meine Beweisgründe bekehrten auch andre junge Leute, besonders Collins und Ralph. Als ich jedoch in der Folge darüber nachdachte, wie übel beide, ohne die geringsten Gewissensbisse, an mir gehandelt hatten; als ich das Benehmen Keiths, ebenfalls eines Freidenkers, und meine eigne Handelsweise gegen Vernon und Miß Read in Erwägung zog, die mir zuweilen viel Unruhe verursachte, kam ich auf den Gedanken, daß diese Lehre, wenn auch wahr, doch nicht von großem Nutzen sei!" (— Wie sehr täuschte sich doch Franklin, — als wenn Etwas wahr sein könnte, was nicht zugleich gut und nützlich ist! Das Wahre, Göttliche ist stets zugleich das Vortheilhafteste!) — „Ich fing an, eine weniger günstige Meinung von meiner in London verfaßten Flugschrift zu hegen."*) — „Mit einem Worte," fährt er fort, „ich kam am Ende zu der Ueberzeugung, daß Wahrheit, Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit der Menschen unter sich von der äußersten Wichtigkeit für ihr Lebensglück seien, und ich schrieb es auch in mein Tagebuch, sie, so lange ich lebte, in Ausübung zu bringen." —

Später schreibt er darüber an einen Freund: — „Sie für Ihre Person mögen es bequem finden, ohne den Beistand der Religion tugendhaft zu leben, weil Sie einen deutlichen Begriff von den Vortheilen der Tugend und den Nachtheilen des Lasters und hinlänglich kräftige Entschlossenheit haben, gemeinen Versuchungen zu widerstehen. Bedenken Sie aber, wie viel es schwache und unwissende Männer und Frauen, unerfahrne, unbesonnene junge Leute beiderlei Geschlechts giebt, welche religiöser Beweggründe bedürfen, um vom Laster abgehalten zu werden, um ihre Tugend zu

*) Er hatte in dieser Schrift nämlich beweisen wollen, daß es auf der Welt kein Uebel, und eigentlich auch keine Tugend und kein Laster gebe, sondern daß man das nur so willkürlich angenommen habe. Damals zwar hatte er das mit vielen Gründen bewiesen und war wirklich selbst davon überzeugt gewesen; später überzeugte er sich, daß mehrere seiner damals aufgestellten Gründe doch wohl falsch sein möchten, und das ganze Schriftchen kam ihm gar nicht mehr so tadellos vor, wie ehedem.

kräftigen, und die religiösen Beweggründe auch in der Ausübung gebrauchen, bis die Tugend ihnen zur Fertigkeit wird, welches die Hauptsache zu ihrer Sicherung ist! Und vielleicht danken Sie selbst ursprünglich (unbewußt) Ihrer religiösen Erziehung, die Fertigkeit in der Tugend, weßhalb Sie Sich jetzt selbst achten. — Bedenken Sie — wenn die Menschen schon mit Religion so ruchlos sind, was würden sie erst ohne sie sein! Es wäre undankbar, seine Männlichkeit dadurch zu beweisen, daß man seine Mutter schlägt."

Wenn wir auch aus alledem sehen, daß Franklin selbst nicht blos von dem Werthe der Tugend durchdrungen war, sondern auch die Religion für etwas sehr Werthvolles hielt, so meinte doch er, für sich selbst, bei seiner Rechtlichkeit, bei seinen guten Grundsätzen der Religion nicht, oder doch weniger, zu bedürfen. Hierbei vergaß er zuerst, daß doch dieselben christlichen Offenbarungslehren, welche er bezweifelte, in ihm jedenfalls die guten Grundsätze, die er hatte, befestigt, wenn nicht erzeugt hatten; er vergaß, daß auch die christliche Erziehung frommer Aeltern ihn größtentheils zu dem gemacht hatte, was er war. Und nun that er selbst, was er an Andern tadelte, „die ihre Männlichkeit dadurch beweisen wollen, daß sie undankbar ihre Mutter schlagen": er bestritt undankbar die christliche Religion, die doch offenbar gar manche seiner Ueberzeugungen, wie eine Mutter, ins Leben gerufen, genährt und befestigt hatte! Und doch weiß er sich über sich selbst nicht Rechenschaft zu geben; doch gesteht er geradezu: „er wisse selbst nicht, ob seine eigne Ueberzeugung, oder die göttliche Vorsehung, oder ein schützender Engel, oder die Umstände ihn vor aller Unsittlichkeit und grobem und freiwilligem Unrechte geschützt habe." — Wir sehen hieraus, daß Franklins Selbsttaüschung noch weiter ging; er vergaß sogar der thatsächlichen Verirrungen, die er selbst als Folgen seiner Irrligiosität anerkannt hatte! Er vergaß, daß er trotz seiner gebildeten Vernunft, trotz seiner „deutlichsten Begriffe von den Vortheilen der Tugend und den Nachtheilen des Lasters" doch eben in sich allein „nicht Entschlossenheit genug gehabt hatte, um gemeinen Versuchungen zu entgehen." — Die Religion Jesu würde ihm nicht blos diese Entschlossenheit gegeben oder doch erleichtert haben, sondern sie würde ihn auch zur Erkenntniß gebracht haben, daß das

schon ein weiteres Unrecht sei, sich für gut zu halten, während man es doch nicht ist. Die Religion Jesu würde das Sündenbewußtsein hervorgerufen und ihn, besser als die selbstgemachte Tugendlehre, überzeugt haben, daß er von freiwilligem Unrechte keineswegs frei geblieben sei. Es war ja sein freier Wille, daß er dem Bruder davonlief und den Contract brach; Vernons Geld angriff; seine Braut vergaß; seines Freundes Vertrauen täuschte und dessen Braut unziemliche Anträge machte; mit irreligiösen Grundsätzen seine Freunde ansteckte, und sie durch Schriften verbreitete. — Wenn bei allen diesen eingestandenen Fehlern Franklin dennoch Obiges behauptet, und hinzusetzt: „Die Irrthümer, in die er verfallen, wären entweder die unfreiwilligen Folgen seiner eignen Unerfahrenheit, oder der Unredlichkeit Andrer gewesen," — so sehen wir aus diesen Selbstentschuldigungen eben Franklins größten Fehler, die Eitelkeit, hervorleuchten. Die Eitelkeit, die den, der viel durch sich selbst geworden war, zu dem Irrthum verleitete, als wenn er Alles, auch ein guter Mensch, ganz allein durch sich selbst geworden sei, und darüber sowohl Gottes, wie seines Wortes, als seiner Fehler, vergaß! —

Diese Eitelkeit gesteht er selbst ein. „Der Mehrzahl der Menschen," sagt er, „ist Eitelkeit an Andern verhaßt, wie stark sie auch immer selbst damit begabt sein mögen; was mich anbelangt, so bringe ich ihr gern mein Opfer dar, wo ich ihr auch begegne; denn ich habe die Ueberzeugung, daß dieß das Vortheilhafteste, sowohl für solche ist, die sich völlig von ihr beherrschen lassen, als für solche, die wenigstens innerhalb des Bereiches ihres Einflusses stehen. In vielen Fällen sollte man es daher nicht für abgeschmackt halten, wenn Jemand seine Eitelkeit mit zu den Süßigkeiten des Lebens rechnet und der Vorsehung auch für dieses Geschenk seinen Dank darbringt." — Leider aber ist die Eitelkeit nicht immer so unschuldig, als es nach Franklins Worten scheinen sollte; denn wer sich aus Eitelkeit überredet, Gottes wenig zu bedürfen, und nie ein freiwillig Unrecht begangen zu haben, der wird schwerlich mit der rechten Reue und dem rechten Ernste an der Heiligung seines Herzens arbeiten, der doch Jeder bedarf und bedurfte, — Franklin nicht ausgenommen.

Später freilich sah Franklin ein, daß auch der Druck

seiner irreligiösen Schrift ein Unrecht gewesen sei; — aber auch diesen Schaden wieder gut zu machen, war es zu spät. Nur für die Nachwelt kann sein Bekenntniß noch segensreich sein, wenn es andre junge, geistreiche Leute abhält, ihren unreifen, gefährlichen Ansichten über das, was Andern das Heiligste ist, schriftlich oder mündlich zu veröffentlichen und sich spätere Reue zu ersparen.

Während dieser Zeit war Franklin natürlich nicht zu Gelde gekommen; — Ralph und dessen Geliebte hatten seine Ersparnisse verthun helfen; — und wenn wir zu diesem Aerger nun noch die Gewissensvorwürfe rechnen, die er sich selbst machen mußte, und die Beschämung, der er sich ausgesetzt, so war seine Lage gewiß nicht beneidenswerth. —

Der Geldverlust war ihm jedenfalls eine gesunde Strafe gewesen. Jetzt, nach Auflösung des Verhältnisses mit Ralph, fand auch Franklin Gelegenheit, seine äußern Umstände in einer neuen und lohnenderen Stelle zu verbessern. „Bei meinem Eintritt in die neue Stelle," erzählt er, „arbeitete ich zuerst als Drucker; denn ich sah wohl ein, daß es mir an Leibesbewegung mangelte, an die ich in Amerika gewöhnt worden war, wo die Buchdrucker abwechselnd als Drucker und Setzer arbeiteten. Ich war gewohnt, blos Wasser zu trinken, die übrigen Arbeiter, an der Zahl etwa fünfzig, waren aber große Biertrinker. Ich trug zuweilen eine große gesetzte Form in jeder Hand, Treppe auf, Treppe ab, während die Andren beider Hände bedurften, um eine einzige zu tragen. Sie waren darüber erstaunt, aus diesen und andern Beispielen zu sehen, daß das Amerikanische Wasserthier, wie sie mich nannten, stärker war, als die Biertrinker. Der Bierjunge hatte den ganzen Tag über gerade nur zu thun, um dieses einzige Haus zu bedienen. — Mein Nebenarbeiter an der Presse trank jeden Tag eine Pinte Bier vor dem Frühstück, eine zweite nebst Käse und Brod statt des Frühstücks, eine dritte zwischen dem Frühstück und Mittagessen, eine vierte zum Mittagsessen, eine fünfte um sechs Uhr Abends, und eine sechste nach vollendetem Tagewerk. — Diese Gewohnheit schien mir abscheulich, aber er hatte, wie er sagte, so viel Bier nöthig, um Kraft zur Arbeit zu erlangen."

Vergebens suchte Franklin seinen Genossen zu überzeugen, daß nicht der Spiritus im Bier, sondern die darin aufgelösten Gerstentheile, Körperkraft mittheilen könnten, und daß also ein kleines Gerstenbrod und ein Glas Wasser weit mehr Kraft geben müsse, als ein gleich großes Glas Bier, weil in dem Brode jedenfalls mehr Kraftgebendes als im Bier enthalten sei. Die Biertrinker sahen vielleicht ein, daß Franklin Recht hatte, aber sie tranken nach wie vor ihr gewohntes Maaß Bier und bezahlten jeden Sonnabend dafür einen großen Theil ihres Lohns, während Franklin dieselbe Summe zurücklegte und doch bei Wasser und Brod kräftiger war, als die Biertrinker. — „Auf solche Weise," bemerkt Franklin, — bringen viele arme Teufel ihr ganzes Leben in einem Zustande freiwilliger Armuth und Jämmerlichkeit hin." —

Demungeachtet war Franklin kein Sauertopf; er war unter seinen Genossen als der beste Schwänkemacher bekannt, und zwischen ihnen war nur der einzige Unterschied, daß Franklin auch lustig sein konnte, ohne berauscht zu sein! Er hatte dabei auch die Freude, durch sein Beispiel mehrere Mitarbeiter dahin zu bringen, daß sie ihrer (wie Franklin sie nennt) „abscheulichen" Gewohnheit, Brod, Käse und Bier zu frühstücken, entsagten und sich mit dem um zwei Drittel billigeren Frühstück Franklins, einer tüchtigen Schüssel voll Hafermehlsuppe mit etwas in Butter geröstetem Brod und Muskatnuß begnügten! Der Vortheil war „volle Beutel und nüchterne Köpfe!" —

Durch sein stilles und gesittetes Betragen hatte sich Franklin auch das Wohlwollen der alten Frau erworben, bei welcher er wohnte. Der junge Miethsmann kam stets frühzeitig nach Hause und verursachte der Familie nur wenig Störung; daher gab's die Alte nicht zu, daß er auszog und setzte das Miethsgeld freiwillig herab, so daß Franklin ununterbrochen ihr Hausgenosse blieb, so lange er in London war.

Zugleich hatte er in London Gelegenheit, von seiner großen Fertigkeit im Schwimmen Nutzen zu ziehen, besonders da er die Fähigkeit besaß, es Andern zu lehren. Er erwarb sich dadurch nicht blos einige gute Freunde, sondern machte sich einem jungen, reichen Manne, mit dem er auch sonst vielfach übereinstimmte, so unentbehrlich, daß dieser ihn veran-

laßte, eine Wanderung durch Europa mitzumachen. Die Reise unterblieb aber, als sich unserm Franklin eine Gelegenheit bot, in sein liebes Vaterland Amerika zurückzukehren. Ein Landsmann, Namens Denham, redete ihm nämlich zu, mit ihm wieder nach Philadelphia zu gehen, und Franklin schlug ein, weil er sich zu dem Landsmanne ganz besonders hinzugezogen fühlte, der durch und durch ein Ehrenmann war. — Denham war nämlich Kaufmann, aber keine Krämerseele, sondern ein Mann von wirklich seltener Rechtlichkeit. Er hatte früher ein Geschäft in Bristol gehabt, wo er durch ungünstige Umstände genöthigt worden war, zu falliren, und sich mit seinen Gläubigern zu vergleichen. Er wanderte hierauf nach Amerika aus, und da gelang es ihm, in wenigen Jahren durch angestrengtem Fleiß in seinem Geschäfte ein sehr ansehnliches Vermögen zu sammeln. Hierauf kehrte er nach England zurück, und kaum war er in Bristol angekommen, als er seine Gläubiger zu einem Schmause einlud. Sobald diese versammelt waren, dankte er ihnen für ihre Bereitwilligkeit, mit der sie seine Vergleichssumme, die er ihnen hatte anbieten können, angenommen hatten, und während sie nun weiter nichts als ein einfaches Mahl erwarteten, fand Jeder, so wie sein Teller abgenommen wurde, unter diesem eine Anweisung auf einen Bankier für den Rest seiner Forderungen nebst Interessen. —

Dieser uneigennützige, edle Denham wollte jetzt ebenfalls nach Amerika zurückkehren, um ein Geschäft zu begründen und brauchte dazu einen tüchtigen Handlungsdiener. Seine Wahl war auf Franklin gefallen, und Beide waren einander werth. Franklin besann sich nicht lange, gab die Druckerei, wie's schien auf immer, auf, und trat in Denhams Dienste. Er hatte zwar als Setzer mehr Gehalt gehabt, aber Denham eröffnete ihm glänzende Aussichten für die Zukunft, — versprach, wenn er sich erst einige Kenntniß in kaufmännischen Geschäften erworben haben würde, ihn aus seinem Geschäfte zu entlassen, und ihm ein eignes Geschäft begründen zu helfen, und so entschloß sich Franklin schnell. Der Buchdrucker ward ein Kaufmann! — Allerdings findet sich ein Mann wie Franklin bald in allen Verhältnissen zurecht, und wir sehen ihn jetzt, wie er mit Eifer sich in sein neues Geschäft hineinzuarbeiten sucht, wie er Waaren kauft

und einpacken läßt ꝛc. — — er wollte, was er einmal war, nicht halb, sondern ganz sein! — Gewiß, Franklin wäre auch ein tüchtiger Kaufmann geworden, wenn es Gott nicht anders beschlossen hätte! —

Das Anerbieten eines vornehmen Herrn, seinen Söhnen Schwimmunterricht zu ertheilen, traf Franklin erst, als er schon am Bord des Schiffes sich befand, das ihn nach Amerika zurückführen sollte. Fast wäre er abermals umgeschlagen; der Gedanke, daß er sich durch Privatunterricht doch wohl so viel hätte verdienen können, um eine Schwimmschule in London zu errichten, — ergriff ihn lebhaft, und er gesteht selbst, daß wenn ihm das Anerbieten früher gemacht worden wäre, er nicht daran gedacht haben würde, nach Amerika zurückzukehren. Er wäre dann wohl ein vielleicht berühmter Schwimmlehrer geworden; — — aber gewiß nicht der berühmte Mann, den jetzt Amerika als seinen Wohlthäter verehrt! —

So viel also auch ein tüchtiger Mann durch sich selbst wird, so hängt doch so ungemein viel von nur zufällig erscheinenden Umständen und Verhältnissen ab, daß gerade die größten Männer am Ende sich doch gedrungen fühlen, nicht sich selbst allein, sondern Gott die Ehre allein zu geben! — Franklin selbst gesteht das in späterem Alter freimüthig ein. „Beim erfolgreichen Streben nach Wohlstand," sagt er, „beruht fast alles nur auf den beiden Worten: Betriebsamkeit und Sparsamkeit, d. h. verschwende weder Zeit noch Geld, sondern nutze beides so gut du kannst. Ohne diese beiden Worte gelingt Nichts, — mit ihnen Alles, — wenn das Wesen, das die Welt regiert, dessen Segen wir zu jedem rechtschaffenen Vorhaben erflehen sollten, in seiner göttlichen Weisheit nicht ein Anderes beschließt."

Fünftes Kapitel.

Franklin geht als Handlungsdiener nach Philadelphia zurück.

Nach achtzehnmonatlichem Aufenthalt in England, wo Franklin allerdings seine eigentliche Absicht, Lettern und Pressen zu einer zu errichtenden Druckerei anzukaufen, nicht erreicht hatte, kehrte er im Jahre 1726, zwar nicht reicher an Geld, aber reicher an Erfahrungen und Kenntnissen, die er theils aus Büchern, theils durch Lebensschicksale und Umgang mit gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Männern sich erworben hatte, nach Amerika zurück. —

Von dieser Reise hat Franklin selbst ein Tagebuch hinterlassen, aus welchem wir nur Ein Beispiel seines Muthes, seiner Beharrlichkeit und Abhärtung herausheben wollen. Die Reisenden hatten nämlich viel von ungünstigem Winde zu leiden und lagen so auch eines Tages an der Insel Whigt fest. Franklin war mit einigen Gefährten landeinwärts gegangen, und wollte sich von einer Bucht nach der Stadt übersetzen lassen. Aber der Fährjunge lag bereits im Bette, und da der faule Schlingel durchaus nicht aufstehen wollte, so beschloß man, seinen Kahn zu nehmen und selbst überzufahren. Aber als Franklin bis am halben Leib im Wasser hinüber gewadet war, fand sichs, daß der Kahn an einen Pfahl angeschlossen war. Vergebens suchte Franklin die Kette zu sprengen, oder den Pfahl herauszureißen, und nach einer Strapaze von einer Stunde mußte er in Nässe und Schlamm, ohne Kahn, zurück. Geld hatten sie nicht; sie beschlossen also, in einem Heuschober zu übernachten, als einer der Gefährten sich auf ein gefundenes Hufeisen besann, das er in der Tasche trug, und womit sich der Kahn vielleicht hätte sprengen lassen. Franklin ließ sich die Mühe nicht verdrießen und wadete nochmals hinüber; diesmal gelang es, und er brachte den Nachen zu großer Freude mit. — Aber als man ein Stück gerudert war, saß der Kahn auf einer Schlammbank fest. Man wollte sich los machen und zerbrach auch noch ein Ruder! Die ganze Nacht, dem Wind und Wasser

Preis gegeben, zu liegen, und am Morgen dem Eigenthümer des Kahns sich auszuliefern, und der ganzen Stadt zum Schauspiel zu dienen, war den jungen Männern schrecklich; — aber vergebens kämpfte und rang man eine halbe Stunde lang, bis Alle endlich, verzweifelnd davon zu kommen, die Hände in den Schooß legten! Endlich kam man doch auf ein Rettungsmittel; Franklin und noch Einer stiegen entkleidet aus, zogen den nun leichtern Kahn auf den Knieen 50 Ellen weit durch den Schlamm und kamen so nach vieler Anstrengung, weil sie nur Ein Ruder hatten, doch noch bis zur Stadt. Dort erst konnten sie sich wieder ankleiden und mußten, da der zum Schiffe Abends zurückgehende Kahn schon fort war, die ganze Nacht am Ufer liegen bleiben. „So endete unser Lustgang," schreibt Franklin, und es scheint nicht, als ob dem Eisenmanne, der schon als Junge sich abgehärtet hatte, die Partie irgend Etwas geschadet hätte. —

Nach langer Fahrt (man machte damals den Weg nach Amerika noch nicht, wie jetzt mit dem Dampfschiff, in 14 Tagen), landete unser Franklin in Philadelphia als Handlungsdiener; freilich um manche Hoffnung ärmer, als er sich eingeschifft hatte; aber er hatte doch die Erfahrung gewonnen, daß wer seine Kräfte gebraucht, selten verdirbt, und neue, wenn auch ganz andre günstige Aussichten, hatten sich ihm geöffnet. Die Taüschung, die er durch den Gouverneur Keith erfahren, war ziemlich vergessen. Ueberdieß war Keith von seiner Gouverneurstelle entlassen worden. „Ich begegnete ihm," erzählt Franklin, „wie er in Civilkleidern über die Straße ging; er schien ein wenig beschämt, als er mich sah, ging aber an mir vorüber, ohne ein Wort zu sagen." — —

Freilich würde Franklin nicht weniger beschämt worden sein, wenn ihm jetzt seine Braut, Miß Read, begegnet wäre, der er in achtzehn Monaten nur einen einzigen kalten Brief geschrieben hatte, welcher noch dazu ziemlich wie ein Absagebrief klang. Diese Verlegenheit aber ward ihm erspart; die Eltern seiner Braut hatten nach Empfang jenes ersten Briefes an seiner Rückkehr gezweifelt und endlich, da der Bräutigam gar nichts von sich hören ließ, ihre Tochter an einen Töpfer verheirathet. Leider war diese Ehe eine sehr unglückliche. Die Frau trennte sich von ihrem Manne, und führte selbst seinen Namen nicht mehr, als es herauskam, daß

er schon eine Frau hatte. Endlich entfloh er, Schulden halber, und starb bald darauf.

Franklin war also Kaufmannsdiener, und widmete sich seinen neuen Geschäften mit allem möglichen Fleiße, so daß er in kurzer Zeit im Handlungsgeschäft sehr erfahren wurde. — Mit seinem Principal stand er im besten Vernehmen, sie wohnten und speisten zusammen, und der würdige Denham war seinem eifrigen Diener aufrichtig zugethan, und behandelte ihn wie ein Vater, während jener ihn eben so sehr liebte und achtete. — Leider sollte diese Verbindung nicht lange dauern, denn beide wurden krank. Franklin erkrankte bedenklich; Seitenstechen befiel ihn und verursachte ihm die heftigsten Schmerzen, und als er sich einigermaßen wieder erholt hatte, mußte er stets befürchten, daß ihn das Uebel früher oder später wieder befallen könnte; — Denham aber ward von einer langwierigen Krankheit befallen, die ihn endlich dahinraffte. Das Geschäft wurde dem Testamentsvollstrecker übertragen, und Franklin abgedankt. Mit einem kleinen Legat, das ihm Denham, als Zeichen seiner Freundschaft im Testamente vermacht hatte, war er abermals aus der erwählten Laufbahn herausgerissen und allein in die weite Welt hinausgeschleudert.

Franklins Schwager war zufällig in Philadelphia und rieth ihm, zu seinem frühern Gewerbe zurückzukehren, und da sein früherer Prinzipal Keimer ihm zugleich einen sehr bedeutenden Gehalt anbot, wenn er die Oberaufsicht über seine ganze Druckerei führen wolle, so ward unser Franklin — wieder Buchdrucker.

Keimer hatte unwissende Leute um geringen Tagelohn in seiner Druckerei angenommen, und glaubte nun mit Franklin ein gutes Geschäft zu machen. Franklin sollte diese rohen Arbeiter und Lehrlinge zustutzen und unterrichten; wenn sie so weit wären, daß sie das Geschäft allein versehen könnten, wollte er Franklin wieder entlassen. Franklin merkte bald, daß Keimer ihm nur in dieser einzigen Absicht mehr Lohn versprochen, als er je zu geben gewohnt war. Da die Leute aber von Keimer Nichts, von Franklin alle Tage etwas Neues lernen konnten, so stand Letzterer bei Allen in großer Achtung, und zugleich machte er auch in der Stadt immer mehr Bekanntschaften mit

wissenschaftlich gebildeten Personen, so daß ihn Keimer auch mit Höflichkeit, und dem Anschein nach mit Achtung, behandelte.

Franklin würde sich in seinen Verhältnissen sehr wohl befunden haben, wenn er nicht lebhafter als je an die Schuld bei Vernon gedacht hätte; aber immer war es ihm noch nicht möglich gewesen, das anvertraute Geld wieder zurückzulegen, — in London hatte er wohl nicht daran gedacht, und jetzt waren seine Ersparnisse noch zu gering. Er war nur froh, daß Vernon ihn nicht um das Geld gemahnt hatte!

Jetzt fehlte es aber in Keimers Buchdruckerei an Lettern, und Schriftgießer gab's damals in Amerika noch nicht! Wie bedauerte Franklin in London der Schriftgießerei so wenig Aufmerksamkeit geschenkt zu haben! Dennoch versuchte er's, selbst Formen zu den Buchstaben zu machen, drückte gute Lettern in Lehm ab und goß dann Blei hinein; und siehe, es gelang. — Franklin, der Buchdrucker, Schriftsteller, Zeitungsredakteur, Schwimmlehrer und Handlungsdiener, ward auch Schriftgießer, — ohne Lehrer, durch sich selbst! Und da es in der Druckerei auch noch an Druckverzierungen fehlte, so machte Franklin auch diese selbst, bereitete Tinte und Buchdruckerschwärze, traf im Laden Verbesserungen und Verschönerungen, — kurz Franklin war das Faktotum — das Eins und Alles im Hause. —

Je geschickter aber die andern Leute durch Franklin wurden, desto unfreundlicher ward Keimer gegen ihn, desto mehr spielte er den Herrn. Endlich, als er glaubte, Franklin bald entbehren zu können, bemerkte er, daß der Lohn viel zu groß sei, und daß er hoffe, Franklin werde etwas nachlassen; — er fand immer mehr zu tadeln, war immer schwerer zufrieden zu stellen, und suchte geflissentlich Gelegenheit, um mit ihm zu brechen. Franklin ertrug Alles geduldig, that als ob er nichts merke, und verzieh ihm auch Manches, da er seine zerrütteten Vermögensumstände kannte. Endlich ward ein unbedeutender Zufall von Keimer benutzt, um Franklin fortzuschicken.

Es entstand einmal ein Lärm auf der Straße. Franklin ging an's Fenster und schaute hinaus, was es gäbe. Zufällig war Keimer auf der Straße und kaum erblickte er Franklin am Fenster, als er laut und erzürnt hinauf rief: „er solle

doch lieber an sein Geschäft zu gehen, es wäre eine Schande für einen so großen Menschen, bei jedem Lärm den Kopf zum Fenster hinauszustecken; es werde ohnedem nichts fertig; aber das sei heutzutage so, man wolle seinen Lohn, aber nichts thun, und selber den Herrn spielen." —

Es konnte Franklin nicht gleichgültig sein, daß die Nachbarn, die ebenfalls der Lärm aus Fenster gelockt hatte, diese Vorwürfe mit anhörten und Zeugen dieser erniedrigenden Behandlungsweise waren, und als Keimer in die Buchdruckerei herein kam, entspann sich ein heftiger Wortwechsel, und das Ende vom Liede war, daß Keimer dem Franklin den Dienst aufsagte. — Das und nichts weiter hatte er wohl mit dem ganzen Streite beabsichtigt! Freilich wäre er ihn gern gleich los geworden, aber der Contract war auf ein Vierteljahr abgeschlossen. „Es dauere ihn," sagte Keimer, „daß er Franklin noch so lange behalten müsse." „Das brauche ihn nicht zu dauern," entgegnete Franklin, „er sei bereit, augenblicklich zu gehen;" — und bei diesen Worten nahm er seinen Hut und ging fort. —

Noch wußte Franklin nicht, was er anfangen sollte und wollte vielleicht in seine Vaterstadt zurückkehren, als am Abend Einer der Gehilfen, Namens Meredith, zu ihm kam. „Wir sprachen," erzählt Franklin, „eine Zeitlang über den Vorfall, und da er große Achtung vor mir gewonnen hatte, so war er betrübt darüber, daß ich das Haus verlasse, während er zurückkehren müsse. Er suchte es mir auszureden, nach meiner Geburtsstadt zurückzukehren, wie ich im Sinne hatte, und machte mich darauf aufmersam, daß Keimer mehr schulde, als sein Besitzthum werth sei; daß sich seine Gläubiger bereits zu rühren begönnen; daß sein Laden in einem erbärmlichen Zustande sei; daß er oft Sachen zu dem Ankaufspreise verkaufe, nur um Geld zu erlangen und fortwährend Kredit gäbe, ohne Rechnung darüber zu führen; so daß es also gar nicht fehlen könne, daß er in Kurzem falliren müsse, was eine leere Stelle veranlassen würde, aus der ich Vortheil ziehen könnte. Ich hielt ihm meinen Mangel an Mitteln entgegen. Hierauf benachrichtigte er mich, daß sein Vater eine sehr hohe Meinung von mir habe, und daß dieser, wie er mit Sicherheit aus einer zwischen ihnen vorgefallenen Unterredung schließen zu dürfen glaubte, geneigt sei, die erfor-

derlichen Mittel vorzuschießen, um uns zu etabliren, wenn ich geneigt wäre, ihn zum Theilhaber anzunehmen. „Meine Zeit, die ich noch bei Keimer zu bleiben habe," fügte er hinzu, „wird mit nächstem Frühjahre zu Ende gehen; in der Zwischenzeit können wir eine Presse und die erforderlichen Lettern von London kommen lassen. Ich weiß es wohl, daß meine Kunst nicht viel heißen will; wenn Sie aber auf meinen Vorschlag eingehen, so würde Ihre Geschäftskenntniß durch das Kapital, daß ich einlege, aufgewogen werden, und wir theilen dann den Gewinn zu gleichen Theilen." — Sein Vorschlag war nicht zu verachten, und ich schlug dazu ein. Sein Vater war gerade in der Stadt und gab ebenfalls seine Genehmigung dazu. Er wußte, daß ich einiges Ansehen über seinen Sohn hatte, denn es war mir schon einmal gelungen, ihn dahin zu bringen, daß er geraume Zeit dem Branntweintrinken entsagte; und er hoffte, daß ich ihm diese unglückliche Gewohnheit noch ganz abgewöhnen könne, wenn ich noch näher mit ihm verbunden sein würde." — —

Die Geräthschaften wurden aus England bestellt, und da Franklin keine andere Anstellung fand, auch Keimer in den nächsten Tagen ihn durch einen sehr höflichen Brief einlud, wieder zu kommen, und bemerkte, daß alte Freunde wegen einigen in der Leidenschaft gewechselten Worten nicht uneins werden sollten, so entschloß sich Franklin, zu folgen, obschon er wußte, daß die Einladung nur aus Eigennutz geschehe. — Keimer hatte nämlich den Auftrag bekommen, Banknoten (Papiergeld) für eine Provinz zu drucken; dazu bedurfte er neuer Drucklettern und Kupferplatten, und die konnte ihm Niemand anders, als Franklin, verfertigen. Franklin thats, stach Kupferplatten zu den Banknoten, und errichtete eine Druckerpresse dazu, die erste in Amerika, und der junge Mann, der schon so viel versucht und gelernt hatte, ward nun auch Kupferstecher und Kupferdrucker! Dabei machte er auch noch die Bekanntschaft mehrerer ausgezeichneter Männer, welche vom Staate beauftragt dem Abdrucken der Banknoten beiwohnten, damit nicht mehr gedruckt würde, als gesetzlich bestimmt war, und die Freundschaft dieser Männer war ihm später von großem Nutzen! —

Sechstes Kapitel.

Franklin wird sein eigner Herr und Buchdruckereibesitzer zu Philadelphia.

Als alle Druckgeräthschaften von London angekommen waren, verließ Franklin seinen Principal Keimer, miethete sich ein Haus und begann mit Meredith sein Geschäft. Kaum waren sie in Ordnung, als ein Freund ihnen den ersten Kunden, einen Landsmann, zuführte. Das Verdienst war klein, aber Franklin gesteht, daß diese erste selbstverdiente kleine Summe ihm mehr Vergnügen gemacht habe, als irgend eine Summe, die er später eingenommen! Oft noch, als Franklin längst ein reicher Mann war, dachte er an diese ersten fünf Schillinge, die er eingenommen, und diese Rückerinnerung machte ihn, wie er selbst gesteht, geneigter, junge Anfänger in ihrem Geschäft zu unterstützen, als es anders der Fall gewesen sein würde. Noch im spätem Alter sagt er: „Wenn ich Andern einen Dienst zu leisten strebe, so meine ich damit nie, eine Gunst zu erweisen, sondern nur Schulden zu bezahlen. Denn da ich in meinem ganzen Leben so viele Gefälligkeiten von Menschen genossen habe, denen ich nie Gelegenheit haben werde, auch nur den mindesten Gegendienst unmittelbar zu erweisen, — da ich unendliche Gnade von Gott genossen, der unendlich über all' unsre Dienste erhaben ist, — so kann ich diese Güte der Menschen nur ihren Mitmenschen vergelten und blos durch die Bereitwilligkeit, Gottes übrigen Kindern und meinen Brüdern zu helfen, meine Dankbarkeit für die Gnade Gottes beweisen. Denn ich halte nicht dafür, daß auch wöchentlich wiederholte Danksagungen und Höflichkeiten unsre wesentlichen Verbindlichkeiten gegen einander, und noch weit weniger gegen unsern Schöpfer lösen können." —

Neben diesen Ermunterungen fehlte es auch an entmuthigenden Erfahrungen nicht. „In jedem Lande," erzählt Franklin, „giebt es mürrische Geschöpfe, welche überall den Untergang voraussehen. Eines dieser Art war auch in Philadelphia. Es war ein Mann von Vermögen, schon in

Jahren vorgerückt, wußte sich das Ansehen eines Weisen zu geben, und sprach immer mit wichtiger Miene. Seine Name war Samuel Mickle. Ich kannte ihn vorher nicht; eines Tages aber hielt er an meiner Thür und fragte, ob ich der junge Mann sei, der kürzlich eine neue Druckerei eröffnet habe. Als ich es ihm bejahte, sagte er mir, er sei wegen meiner in Sorgen, da dies ein kostspieliges Unternehmen sei, und er die Ansicht hege, daß das darauf verwendete Geld verloren sein werde, da Philadelphia seinem Untergange entgegen gehe. Fast alle Einwohner seien genöthigt gewesen, sich mit ihren Gläubigern abzufinden, und er wisse aus unbestrittenen Ursachen, daß alle die Umstände, welche uns etwa veranlassen möchten, das Gegentheil zu vermuthen, wie z. B. neue Gebäude, der hohe Preis der Miethen ꝛc. blos auf Täuschung beruhten, „denn in der Wahrheit trügen gerade sie dazu bei, den allgemeinen Untergang zu beschleunigen." Hierauf zählte er mir eine Reihe von ungünstigen Umständen vor, welche bereits vorhanden seien, oder doch bald eintreten würden, daß er mich fast im Stande völliger Verzweiflung zurückließ. Wäre ich mit diesem Manne vor dem Beginnen meines Geschäfts bekannt geworden, so würde ich ohne Zweifel nicht gewagt haben, es anzufangen. Er fuhr übrigens fort, in diesem Orte des Verfalles zu bleiben und auf dieselbe Weise zu declamiren; viele Jahre lang konnte er nicht dazu gelangen, ein Haus zu kaufen, weil nach seiner Meinung alles schlechter gehen mußte; am Ende aber hatte ich die Genugthuung, zu sehen, wie er fünf Mal so viel für eines bezahlte, als er es zu der Zeit hätte haben können, wie er seine Klagelieder begann." —

Glücklicher Weise bezwang Franklin bald die durch jenen Unglückspropheten hervorgerufene, verzweifelte Stimmung. — Nach genauer Untersuchung glaubte er doch, sich selbst Etwas zutrauen zu dürfen; er ging ans Werk — und siehe, was er mit Eifer und Beharrlichkeit und Muth angriff, das gelang. Er selbst bemerkt sehr richtig: „Gar vielen Unannehmlichkeiten sind die Menschen blos aus Mangel an Muth unterworfen, der in den Ereignissen des Lebens nicht weniger unentbehrlich ist, als in der Feldschlacht." —

Und obschon er bei der Einrichtung die Kosten nicht schonte, sondern sich Alles gut und dauerhaft anschaffte, so

konnte er doch dabei nicht blos die Ausgaben bestreiten, die laufenden Steuern und Abgaben entrichten, sondern er gewann noch ansehnlich, und konnte sogar sich ein Kapital zurücklegen.

„Die Abgaben," sagt erst selbst, „sind in der That sehr drückend. Aber wenn wir keine andern zu bestreiten hätten, als die, welche uns die Regierung auferlegt, — dann ließe es sich noch tragen; aber es kommen noch viele andre dazu, die für einige unter uns noch weit drückender sind. Zweimal so hoch werden wir durch unsre Trägheit, dreimal so hoch durch unsern Stolz, und viermal so hoch durch unsre Thorheit besteuert, und von dem Drucke dieser Auflagen können die Steuereinnehmer uns nicht durch Herabsetzung befreien. Jedoch laßt uns nur dem guten Rathe Gehör geben, dann kann uns noch einigermaßen geholfen werden: — Gott hilft denen, die sich selber helfen." —

Doch versaümte Franklin bei der Sorge um's tägliche Brod nicht seine geistige Fortbildung. Die Mehrzahl der gebildeten Personen seiner Bekanntschaft hatten sich auf seinen Antrag zu einem Club, d. h. einer Gesellschaft vereinigt, die sie Junto nannten. Jeden Freitag Abends versammelte man sich an einem bestimmten Orte, nicht um zu essen und zu trinken, oder Karte zu spielen, und dabei sich zu langweilen, sondern um von einander zu lernen. Die Mitglieder wollten ihre Kenntnisse vermehren, ihr Urtheil berichtigen, ihre Sittlichkeit und ihr Wohlsein befördern! Ein Vorsteher leitete die mündlichen Verhandlungen und hielt auf Ordnung. Da man, wenn keine besondern, schriftlichen Aufsätze gerade vorlagen, oft nicht wußte, worüber man sich gerade besprechen wollte, so entwarf Franklin 24 Fragen, welche zu Anfang jeder Versammlung sämmtlichen Mitgliedern zur Beantwortung vorgelegt wurden. Da nun der Nutzen solcher Vereine augenscheinlich ist, dieselben aber oft in bloße Erholungsvereine ausarten, weil es an Stoff zu anregender, gemeinnütziger Unterhaltung fehlt, auch in neuerer Zeit in Deutschland ähnliche Bürgervereine gegründet worden sind, so glauben wir nur den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir diese durchweg für's wirkliche Leben anwendbaren Fragen nicht übergehen. —

Der Vorsteher nämlich fragte: 1) „Ob man in dem zuletzt gelesenen Buche irgend etwas Mittheilenswerthes gefunden, oder 2) eine mittheilungswerthe wirkliche Geschichte gehört habe? 3) Ob und aus welcher Ursache das Geschäft irgend eines Bürgers in's Stocken gekommen, oder 4) sich gehoben und verbessert habe? 5) Ob man etwa erfahren, wodurch irgend ein reicher Mann sich sein Vermögen erworben? 6) Was ein Mitbürger Lobens- oder Nachahmungswerthes oder Tadelnswerthes gethan habe? 7) Ob man von unglücklichen Wirkungen der Unmäßigkeit oder irgend einer Untugend, — 8) von glücklichen Folgen der Mäßigkeit oder irgend einer Tugend neulich irgend wo gehört habe? 9) Ob man an sich, oder an Andern, neue Heilmittel gegen Krankheiten als hilfreich erprobt, — 10) oder etwa gute Handels- und Reisegelegenheiten erfahren habe? 11) Ob man Etwas ausgedacht habe, wodurch der Verein der Menschheit, dem Vaterlande, dem Nächsten oder sich selbst nützlich werden könne? 12) Ob seit der letzten Versammlung irgend ein Fremder in der Stadt angekommen sei; was man von seinem Charakter, seinem Verdienste wisse, und ob der Verein ihm irgend eine Gefälligkeit erweisen könne? 13) Ob man irgend einen jungen, würdigen Anfänger kenne, dem der Verein behilflich sein könnte? 14) Ob man einen Mangel in der Gesetzgebung des Vaterlandes, oder ein noch fehlendes heilsames Gesetz bemerkt? 15) Ob Eingriffe in die Gerechtsamen und Freiheiten des Volkes zu bemerken gewesen? 16) Ob der gute Ruf irgend eines Mitgliedes gefährdet sei, und ob der Verein zur Erhaltung desselben etwas thun könne? 17) Ob einer der Mitglieder irgend Jemandes Freundschaft oder Unterstützung bedürfe, die der Verein, oder irgend eines seiner Mitglieder ihm verschaffen könne? 18) Ob der Charakter irgend eines Mitglieds angegriffen, und ob und wie er vertheidigt worden sei. 19) Ob einem Mitglied der Gesellschaft eine Beleidigung widerfahren, für welche der Verein ihm Genugthuung verschaffen könne? 20) Ob irgend Einer den Rath des Vereins bedürfe? 22) Ob und welche Wohlthaten man von irgend Einem der Nichtanwesenden erhalten? 23) Ob Einer seine etwaigen Bedenklichkeiten und seine Ansichten von Recht und Unrecht etwa dem Verein zur Besprechung vorlegen wolle? 24) Ob Einer in dem gegenwärtigen

Verfahren des Vereins irgend etwas Nachtheiliges sehe, das verbessert werden sollte?" —

Dieser Fragen berührten alle nur möglichen Lebensverhältnisse, gaben zum Nachdenken über die Umgebung, zum Umschauen und zur Selbstprüfung Veranlassung, und erprobten sich als heilsam. Zugleich suchte die Gesellschaft auch schon bei der Aufnahme neuer Mitglieder sich zu vergewissern, daß nur in den Hauptgrundsätzen Uebereinstimmende aufgenommen würden, und es wurden deßhalb dem Aufzunehmenden vier Fragen vorgelegt: 1) „Ob er irgend eine besondere Geringschätzung gegen eines der gegenwärtigen Mitglieder empfände? 2) Ob er aufrichtig erklären könne, daß er die Menschen im Allgemeinen liebe, welches Standes und Glaubens sie auch sein möchten? 3) Ob er glaube, daß ein Mensch wegen seiner Meinungen oder wegen der besondern Art seines Gottesdienstes an seinem Leibe, seinem Rufe oder seinem Eigenthume verletzt werden dürfe? 4) Ob er die Wahrheit um der Wahrheit willen liebe und sich bestreben wolle, sie unparteiisch aufzufinden, anzunehmen und Andern mitzutheilen?" — Wenn nun der Anzunehmende mit gutem Gewissen die 1. und 3. Frage mit Nein! die 2. und 4. mit Ja beantworten konnte, so ward er aufgenommen! — —

Neben der Beantwortung der oben angeführten Fragen mußte von den Mitgliedern Eines wöchentlich einen Vortrag halten, der entweder die Tugendlehre (Moral), die Staatsklugheit (Politik), oder Weltweisheit (Philosophie) betraf. Dann sprach jedes Mitglied seine Meinung darüber aus, und Jeder lernte dabei sowohl von Andern, als Alle sich angenehm unterhielten. Wer unziemlich sich erhitzte, oder hartnäckig auf seiner Meinung bestand, mußte kleine Geldstrafen bezahlen. — Eine Woche vorher aber wurde jedesmal bestimmt, was in der nächsten Versammlung besprochen werden sollte, und so konnte sich jedes Mitglied darauf vorbereiten, und auch in Büchern darüber nachlesen. Namentlich waren das herrliche Uebungen im mündlichen Ausdrucke, und Franklin, der später als Volksabgeordneter so oft öffentlich zu reden hatte, hatte diesen Clubversammlungen viel zu danken. Zugleich machte er im Club viele Bekanntschaften, die Kunden mehrten sich und die Clubmitglieder suchten ihrem tüchtigsten Mitgliede Arbeit zu verschaffen.

Aber auch in seinem Geschäfte war Franklin unermüdlich thätig. — So hatte er sich z. B. fest vorgenommen, täglich einen vollen Druckbogen zu setzen, während sein Gehilfe Meredith den Druck besorgte. Oft ward's elf Uhr Abends, ehe die Tagesarbeit vollendet war, und als eines Abends durch einen Zufall die bereits gesetzten Schriftformen in Unordnung gekommen waren, fing er noch einmal von vorn an und ging nicht eher zu Bett, bis er zwei Folioseiten von Neuem gesetzt hatte. —

„Dieser unermüdete Fleiß," erzählt Franklin, „welcher unsern Nachbarn nicht entging, verfehlte nicht, uns Credit zu verschaffen. Wenn ich aber so viel von meinem Fleiße erzähle, so thue ich es nicht um des Lobes willen, sondern in der Absicht, daß diejenigen meiner Nachkommen, welche diese meine Lebensereignisse lesen, den Nutzen dieser Tugend kennen lernen, wenn sie sich überzeugen, wie günstig sie auf meine Angelegenheiten eingewirkt hat." —

So ward Franklin ein wohlhabender Mann! Wir sehen daraus, daß man auch in Amerika nicht ohne Arbeit reich werden kann, — selbst nicht einmal damals, wo's viel leichter war, dort sein Glück zu machen, als jetzt. Franklin selbst sagt: „Amerika ist das Land der Arbeit, und wahrlich kein Schlaraffenland, wo die Straßen mit Semmel gepflastert und die Haüser mit Pfannkuchen gedeckt sind, und die Vögel gebraten umher fliegen und schreien: kommt, eßt mich!" — —

Franklin faßte jetzt den Plan eine eigne Zeitung herauszugeben. Unvorsichtig theilte er seine Absichten einem Gehilfen seines Nebenbuhlers Keimer mit, welcher demselben Franklins Geheimnisse verrieth. Keimer kam zwar dadurch erst auf den Gedanken, daß sich mit einer Zeitung ein gutes Geschäft machen ließe, und da er Franklin den Gewinn nicht gönnte, auch sein Gehilfe dabei als Mitarbeiter selbst seine Pfeife zu schneiden hoffte, so kündigte Keimer selbst die Herausgabe einer Zeitung an, ehe Franklin seinen Plan noch ausführen konnte. Franklin war zwar über diese hinterlistige Handlungsweise empört, konnte aber vor der Hand nichts weiter thun, als daß er die Anzeige Keimers in einem andern Blatte lächerlich zu machen suchte. Es gelang ihm; Keimers Zeitung, die eben so wenig taugte, als sein

Herausgeber und Mitarbeiter, fand wenig Abnehmer, und nach neun Monaten bot er Franklin seine Zeitung für eine Kleinigkeit an. Franklin zauderte nicht, und was Keimer nicht gelungen war, gelang dem gebildeten, gesinnungsvollen, der Feder mächtigen, seine Zeit verstehenden Franklin, der jetzt freilich ein ganz anderer und tüchtigerer Zeitungsredacteur war, als der vierzehnjährige Jüngling, der durch sein erstes, unreifes Zeitungsschreiben ganz Boston gegen sich aufgebracht hatte! Die freimüthige und besonnene Besprechung einiger wichtigen öffentlichen Staatsverhandlungen machte, daß man von dem Blatte und von dem Unternehmen sprach, und von Tag zu Tage mehrten sich die Abnehmer. Wie gut, daß Franklin, ehe er noch gewußt hatte, wie er einst würde davon Gebrauch machen können, gelernt hatte, seine Muttersprache zu gebrauchen, seine Gedanken zu ordnen, zu Papiere zu bringen, gewandt und beredt mit der Feder umzugehen. Die ersten Männer der Stadt hielten es nun für gerathen, ihn aufzumuntern und zu unterstützen.

Dabei war Franklin ein tüchtiger Geschäftsmann, der keine Gelegenheit vorbei gehen ließ, ohne zu zeigen, was er leisten könne, wenn's auch nicht gerade unmittelbar Geld einbrachte. Einst hatte z. B. der andre Buchdrucker, der die öffentlichen Staatsverhandlungen zu drucken hatte, einen Antrag der Abgeordneten-Versammlung an den Gouverneur sehr roh und fehlerhaft gedruckt. Ohne Auftrag zu haben, druckte Franklin dasselbe Stück sehr genau und zierlich ab, und sandte jedem Mitgliede der Staatsversammlung einen Abdruck zu. Der Unterschied war zu einleuchtend, — man verglich die beiden Abdrücke, — und der Erfolg war, daß im nächsten Jahre sämmtliche öffentliche Drucke von der Staatsversammlung Franklins Druckerei überwiesen wurden.

Erst jetzt erhielt Franklin eine Erinnerung von jenem Vernon wegen des vor langen Jahren im Auftrage eingenommenen Geldes. Glücklicherweise drängte ihn der Ehrenmann immer noch nicht wegen der Zahlung. Franklin schrieb ihm höflich, bat um Entschuldigung und ersuchte ihn, nur noch einige Zeit Geduld zu haben. Der Ehrenmann bewilligte ihm auch das, und Franklin schaffte sich nun auch, sobald als irgend möglich, diese lästige Verbindlichkeit, die ihm so viel Jahre schwer auf dem Herzen gelegen hatte, vom

Halfe. Das Kapital ward mit Interessen und vielem Danke zurückbezahlt — und Franklin glaubte dadurch wenigstens diesen Irrthum seines Lebens gewissermaßen abgebüßt zu haben.

Doch bald kam Franklin in neue Verlegenheit. Der Vater seines Compagnons Meredith hatte nur die Hälfte der Kosten für die Einrichtung der Druckerei bezahlen können. Andre 100 Pfund Sterling waren sie schuldig geblieben. Der Gläubiger aber war des Wartens überdrüssig und verklagte Franklin und Genossen. Zwar fand sich ein Bürge, der für Franklin gut sagte; konnte er aber bis zu einer bestimmten Zeit kein Geld schaffen, so würde demungeachtet unnachsichtlich das Urtheil vollstreckt und die ganzen Habseligkeiten Franklins, Lettern und Pressen zur Bezahlung der Schuld — vielleicht kanm um die Hälfte des Werthes — verkauft worden sein.

„In dieser Noth," erzählt Franklin, „kamen zwei wahre Freunde zu mir, deren edelmüthige Handlungsweise ich nicht vergessen habe, und, so lange mir die Erinnerung an irgend etwas bleibt, nicht vergessen werde, und zwar jeder allein, ohne daß er von der Absicht des anderen etwas wußte, und ohne daß ich den einen oder den andern darum angesprochen hätte. Jeder bot mir so viel Geld an, als ich nöthig haben würde, um das Geschäft in meine Hand zu bringen, wenn dieß ausführbar wäre, da sie nicht gerne sähen, daß ich die Gesellschaft mit Meredith fortsetze, den man, wie sie sagten, häufig betrunken in den Straßen, und in den Bierhäusern hoch spielen sehe, was unserm Kredit sehr schade." Franklin fühlte sich Merediths verpflichtet, für das, was sie an ihm gethan, und wollte die Verbindung nur aufheben, wenn sie nicht im Stande wären, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Aber als Meredith später Franklin gestand, daß sein Vater nicht im Stande sei, zu zahlen, und zugab, daß er wohl nicht zum Buchdrucker geschaffen, vielmehr eigentlich zum Landwirth erzogen sei, und jetzt einsehe, daß es eine Thorheit sei, im dreißigsten Jahre erst ein Geschäft zu erlernen, und daß er jetzt Lust und Gelegenheit habe, sich mit einer Ansiedlergesellschaft irgendwo anzukaufen, so war die Sache bald abgemacht. Franklin zahlte die vorgeschossenen 100 Pfund zurück, legte noch einiges hinzu, bezahlte Merediths Schulden

und erhielt nun dafür das ganze Geschäft mit allen Vorräthen überlassen. Es ward von da an durch Franklin auf eigne Rechnung fortgeführt, nachdem er von Jedem der beiden guten Freunde, um keinen zu beleidigen, die Hälfte des angebotenen Geldes angenommen hatte. Das Geld wucherte, und Franklin konnte es bald zurückzahlen!

Um dieser Zeit war bedenklicher Geldmangel im Lande, und man schlug deßhalb vor, die Staatsversammlung solle Papiergeld ausgeben. Allerdings ist das, wenn eine Landesregierung Hilfsquellen und Kredit hat, das beste Mittel, Geld ohne Zinsen zu erlangen, und so lange die Staaten ihr fabricirtes Papiergeld stets gegen klingende Münze umzusetzen geneigt und fähig sind, wird das Papiergeld ohne Gefahr von Jedermann als baares Geld angenommen werden. Franklin schrieb nun selbst eine kleine Schrift über diesen Gegenstand, und zwar in allgemein verständlicher Weise, und überzeugte namentlich das Volk von dem Vortheile solcher Maaßregeln. Das Volk läßt sich ungern etwas aufzwingen und aufdringen; was es aber als heilsam und nützlich selbst eingesehn hat, das nimmt es dann auch gern an. Es würden deßhalb gutgemeinte und wirklich heilsame Regierungsmaßregeln wohl nur selten Widerstand im Volke finden, wenn man die Völker stets durch allgemein verständliche Auseinandersetzungen in Volksblättern und Volksschriften über ihren wahren Vortheil aufklärte und den beabsichtigten Nutzen irgend einer, vielleicht dem alten Schlendrian und dem Herkommen zuwiderlaufenden Einrichtung oder Gesetzvorschrift, auseinandersetzte. Franklin verstand das, und da auch die Staatsversammlung diesem Plane, durch Papiergeld zu gemeinnützigen Plänen Geld ohne Zinsen zu erlangen, ihre Beistimmung gab, so ward das erste Papiergeld in Pennsylvanien gefertigt. Der Druck der Banknoten aber ward abermals Franklin übertragen, der sich durch seine Vertheidigung des Papiergeldes, wie die Mehrzahl meinte, ohnedem ein großes Verdienst um's Land erworben habe. Es war das ein einträgliches Geschäft! — Franklin würde es abermals nicht gemacht haben, wenn er nicht die Fähigkeiten gehabt hätte, das klar Gedachte in eindringlicher, überzeugender Weise für den Druck niederzuschreiben. Und siehe da, an diesen ersten knüpfte sich ein ähnlicher Auftrag; nämlich der Druck des Papier-

geldes für einen andern Staat, — „ein zweites einträgliches Geschäft" — wie er selbst bemerkt. Leuten von mäßigem Vermögen erscheinen auch kleine Dinge groß, und für Franklin war auch dieser Gewinn in der That groß, indem er ihn sehr aufmunterte. Derselbe Freund, der ihm dazu verholfen hatte, verschaffte ihm auch den Druck der Gesetze und Verhandlungen jener Regierung, und Franklin besorgte alles so billig und pünktlich, daß er von da an, so lange er die Buchdruckerei betrieb, diese guten Kunden sich zu erhalten wußte. Franklins Geschäfte nahmen einen immer günstigeren Aufschwung. Er eröffnete einen Kaufladen, in welchem man alle möglichen Buch- und Schreibmaterialien, Bürgschaftsurkunden und Verträge, Papier, Pergament, Pappendeckel und Bücher fand; er suchte sich tüchtige Leute zu gewinnen, und durch gute Bezahlung und Behandlung zu erhalten, und Niemand versagte dem rüstigen, ehrenhaften Manne erbetenen Rath und Beistand.

„Nach und nach fing ich an meine Schulden zu bezahlen," erzählt er, — „die ich zu machen genöthigt gewesen war, und um mir Kredit und den Namen eines ehrbaren Geschäftsmannes zu sichern, trug ich dafür Sorge, nicht allein in der Wirklichkeit fleißig und sparsam zu sein, sondern auch jeden Schein von dem Gegentheile zu vermeiden. Ich war stets einfach gekleidet, und ließ mich nie an einem öffentlichen Belustigungsorte sehen. Ich ging nie weder fischen, noch auf die Jagd. Höchstens hielt mich hier und da ein Buch vom Geschäfte ab, doch geschah dieß nur selten und heimlich, so daß es kein Aufsehen erregte, und um zu zeigen, daß ich mich nicht über meinen Stand erhebe, fuhr ich zuweilen das Papier, das ich in dem Magazinen gekauft hatte, auf einem Schiebkarren selbst nach Hause." —

„Dadurch erlangte ich den Ruf, ein fleißiger junger Mann und ein pünktlicher Zahler zu sein. („Ein guter Zahler," sagte er, „ist fremder Säckel Meister; — ein schlechter Zahler muß, wenn man ihm überhaupt wieder Kredit schenkt, seine Sorglosigkeit und Ungerechtigkeit oft theuer zahlen"). — Die Kaufleute, welche Schreibmaterialien aus Europa einführten, suchten mich zu ihren Kunden, Andre erboten sich, mich mit Büchern zu versorgen, und mein kleines Geschäft hatte den günstigsten Fortgang." —

Jetzt mußte Keimer, um seine Gläubiger zu befriedigen, sein Geschäft verkaufen. Sein ehemaliger Lehrjunge Harry übernahm es, und da derselbe mit einer reichen und angesehenen Familie verbunden war, so fürchtete Franklin, der Nebenbuhler werde ihn todt machen. Da verließ unsern Franklin doch einmal sein Selbstvertrauen, und er schlug Harry vor, mit ihm in Gesellschaft zu treten. Zu Franklins Glück wies Harry das Anerbieten mit Verachtung zurück. Doch Hochmuth kommt vor den Fall. Der stolze junge Mann, der sich für einen gemachten Gentleman hielt, führte einen ausschweifenden Lebenswandel, und ging allen öffentlichen Belustigungen nach, so daß er kaum je zu Hause anzutreffen war. Dadurch mußten die Geschäfte zurückgehen; er verwickelte sich in Schulden, und weil er sein Geschäft vernachlässigte, so vernachlässigte es ihn! Bald hatte er Nichts mehr zu thun; alle Aufträge, die er schlecht, oder gar nicht, besorgte, blieben aus, und er mußte sich entschließen, seine Druckereigeräthe einzupacken, und mit Schanden abzuziehen! — „Erfahrung," sagt Franklin, „ist der theuerste Lehrmeister; aber die Narren wollen bei keinem andern in die Schule gehen."

In Barbadoes kam Harry mit dem ganz heruntergekommenen Keimer zusammen, und der vormalige Lehrherr ließ sich von seinem ehemaligen Lehrling als Arbeiter anstellen! Da sie aber einander beständig in den Haaren lagen, und Harry sich abermals in Schulden verwickelte, mußte er endlich Presse und Lettern verkaufen, und Keimer, der das Geschäft auf fremde Rechnung noch einige Zeit fortsetzte, starb ein halbes Jahr darauf. —

Nun hatte Franklin in Philadelphia nur noch Einen Nebenbuhler, den Buchdrucker Bradford, der ebenfalls eine Zeitung herausgab, und Director des Postamts war. Dies that Franklin vielen Schaden. Das Publicum dachte, der Postamtsdirector müsse doch alle Neuigkeiten zuerst erfahren, und hatte nicht so ganz unrecht, indem Bradford seinen Postknechten wirklich verbot, für Franklin Zeitungen und Neuigkeiten zu besorgen.

Franklin, der auch den kleinsten Verdienst mitnahm, hatte die entbehrlichen Stuben seines Hauses vermiethet, und wäre dadurch bald zu einer Frau gekommen. Seine Hausgenossen suchten ihn nämlich mit einer Verwandten zusam-

menzubringen; Franklin aber scheint nicht große Neigung empfunden zu haben. Er fragte, wie viel das Mädchen zur Mitgift bekäme und wollte sich nur dann zu der Heirath entschließen, wenn sie ihm so viel zubrächte, daß er seine Schulden bezahlen könne. Die rechte Liebe scheint dabei allerdings wenig mit im Spiele gewesen zu sein, und es war gewiß gut, daß sich die ganze Sache dadurch zerschlug, daß die Eltern des Mädchens die geforderte Summe nicht geben wollten. Auf solche Weise gemachte Heirathen gedeihen doch selten! — Man verbot Franklin das Haus und hoffte vielleicht zu erreichen, daß er das Mädchen heirathen werde, auch ohne Mitgift. Aber Franklin ging nicht wieder hin, und als die Familie, die nicht ihn vertreiben, sondern nur der Mitgift hatte ausweichen wollen, später das Verhältniß wieder anknüpfen wollte, so wollte nun Franklin nicht, und es ward aus der ganzen Sache Nichts.

Dennoch hatte Franklin dadurch Lust zum Heirathen bekommen. „Ein Unverheiratheter," sagt er, „ist kein vollständig menschliches Wesen; er ist wie die eine Hälfte einer Scheere, die die andre Hälfte noch nicht gefunden hat, und darum bei Weitem nicht so brauchbar ist, als beide zusammen." — Er sah sich nun weiter um, — aber weil er sich vielleicht nur eben umsah, wie man sich nach einem einträglichen Grundstücke umsieht, so bekam er bei den reichen und hübschen Mädchen, bei denen allein er nur anklopfte, und die mit Recht argwöhnten, daß der junge Buchdrucker die Heirath nur als bloße Geschäftssache betrachte, — eine abschlägige Antwort. Hierzu kam, daß man das Buchdruckergeschäft für einen armseligen Erwerbzweig hielt und den Handwerksstand überhaupt nicht genug werthschätzte. Vielleicht trug aber doch Franklin selbst die größte Schuld! — Es war Eine von seinen Schwachheiten, dem weiblichen Geschlechte gegenüber schwach zu sein, und der Mann, der sich sonst so oft bezwang, konnte und wollte die leidenschaftlichen Triebe seiner Geschlechtsneigung nicht beherrschen! — Ob das nicht wieder eine Folge seines Mangels an Religion war?! Ob er wohl sonst über so schmutzige Jugendverirrungen in seiner Lebensbeschreibung dies leichtfertige Urtheil hätte aussprechen können: „Mittlerweile hatte mich diese der Jugend eigne Leidenschaft, welche so schwer zu beherrschen ist, nicht selten in

Intriguen mit verächtlichen Weibspersonen verwickelt, die mir in den Weg kamen, was nicht vorübergehen konnte, ohne mit Kosten und andern Unannehmlichkeiten verknüpft zu sein, abgesehen von der fortwährenden Gefahr, der ich ausgesetzt war, meine Gesundheit zu untergraben, und mir eine Krankheit zu holen, die ich vor Allem fürchtete. Doch war ich glücklich genug, dieser Gefahr zu entgehen." —

Franklin hielt wenig von der christlichen Offenbarung, — viel von seiner selbstgemachten Tugend- und Glückseligkeitslehre, nach welcher er unkeusche Genüsse für erlaubt hielt, „so lange sie der Gesundheit nicht schadeten und Andrer Rechte nicht verletzten." Ob aber nicht auch an Franklin sich diese Jugendsünden gerächt haben sollten? Wenigstens scheint sein späteres Familienleben nie ein besonders glückliches, inniges gewesen zu sein, vielleicht eben, weil er durch Ausschweifungen doch den Sinn dafür verloren hatte! Wir wollen den großen Mann nicht verurtheilen; er mag selbst ein Urtheil über sich sprechen. „Es liegt," sagt Franklin selbst, „fast durchgängig in der Natur des Menschen, zu wünschen, daß alle Uebrigen ihn schätzen und achten möchten. Es ist wahr, wir lieben den Schönen, rühmen die Gelehrten, lachen über den Witzigen, und fürchten die Reichen und Mächtigen; aber wir achten und verehren nur die Tugendhaften. Wenn wir mit demselben Eifer darnach strebten, gut zu werden, mit welchem wir nach irdischer Größe ringen, so würden wir wahre Größe durch Gutsein erlangen. Wer aber meint, er könne groß werden, ohne gut zu sein, der irrt sich sehr, denn mit Ueberzeugung kann ich es aussprechen, es hat nie ein großer Mann gelebt, der nicht zugleich in Wahrheit tugendhaft war." —— Muß es uns, indem wir die Richtigkeit dieser Grundsätze vollständig anerkennen, nicht wehe thun, wenn ein großer Mann ohne Scheu, ja ohne alle Gewissensbisse vor aller Welt noch als Greis es gesteht, sich mit „verächtlichen" Weibspersonen abgegeben zu haben, ohne dabei selbst in späterem Alter an etwas Anderes, als die daraus entstandenen Kosten, Unannehmlichkeiten und Gefahren für die Gesundheit zu denken? —

Jetzt endlich, nachdem alle andern Versuche, eine reiche und hübsche Frau zu bekommen, gescheitert waren, jetzt erst

dachte Franklin wieder an jene Miß Read, die er früher so leichtsinnig vergessen hatte. Nicht ohne Franklins Schuld war ja das Mädchen zu jener unglücklichen Heirath veranlaßt worden, die sich sobald wieder aufgelöst hatte, und Franklin mochte jetzt sein Unrecht fühlen. Zudem hatten ihn weder die Aeltern, noch die Tochter, sein unwürdiges Betragen entgelten lassen; Franklin war in freundschaftlichen Beziehungen oft in Read's Haus gekommen, und hatte ihnen guten Rath gegeben und Dienste geleistet. Jetzt gesteht er selbst, „daß ihm die unglückliche Lage des Mädchens, die fast unaufhörlich trübsinnig war, und fortwährend die Einsamkeit suchte, sehr nahe gegangen sei." — Er betrachtete seine Unbeständigkeit, und den Umstand, daß er die Verlobte in London fast vergessen hatte, als Haupturſache ihres Unglückes. Aber als des Mädchens Mutter ihn entschuldigte und die Schuld auf sich nahm, weil sie der Verheirathung beider vor Franklins Abreise entgegen gewesen und die Tochter dann zur Heirath mit einem Andern beredet habe, — da war Franklin dennoch ganz zufrieden damit, und überredete sich sebstgefällig, daß nicht er, sondern die Mutter die Ursache alles Unheils sei! Wie bald man doch fertig wird, wenn es gilt, sich selbst zu entschuldigen! Und doch sagt er selbst an einem andern Orte sehr richtig: „Meines Bedünkens haben die Menschen über Wohlthaten, Verbindlichkeit und Dankbarkeit, und ihre Pflicht hierin oft gar unvollständige Begriffe, und Verbindlichkeit ist Vielen etwas so Unbequemes, daß sie oft recht sinnreich werden, um neue Gründe und Beweise aufzufinden, daß sie gar keine Verbindlichkeiten hätten, oder daß sie dieselben bereits gelöset, und mit dergleichen Beweisen beruhigen sie sich nur gar zu leicht." Ob er er wohl dabei auch sich selbst im Auge gehabt haben mag?

Endlich mochte doch Franklin das Gewissen schlagen, — und da auch die gegenseitige Neigung wieder angefacht wurde, — wie Franklin erzählt, so heiratheten sie sich endlich Beide. Jetzt wenigstens hatte Franklin den Muth, selbst auf die Gefahr hin, die Schulden des verstorbenen Gatten seiner Frau bezahlen zu müssen, seine Pflicht zu thun. Glücklicherweise traf keine der Befürchtungen ein. „Sie erprobte sich," sagt Franklin, „als meine gute und getreue Gefährtin, und trug wesentlich zum guten Fortgange meines

Verkaufsgeschäfts bei. Alle unsere Unternehmungen gediehen wohl, und es war unser gegenseitiges Bestreben, einander glücklich zu machen. Solchergestalt verbesserte ich, so gut ich konnte, diesen großen Fehler meiner Jugend." — Und das klingt abermals sehr selbstgefällig, da wir wissen, wie viele vergebene Mühe sich Franklin vorher gegeben hatte, eine reichere und hübschere Frau zu finden! — Kurz, Franklin war nun verheirathet. — Er selbst erzählt wenig über sein eheliches Leben, vielleicht hat er das vergessen, weil später das öffentliche Leben, sein Wohnort und sein Vaterland seine Zeit und Kräfte in Anspruch nahmen! Der Ehestand wird aber dann gewiß kein unglücklicher gewesen sein, wenn Franklin die Vorschriften selbst stets beobachtet hat, die er einem Freunde gab, an welchen er schreibt: „Behandle deine Frau stets mit Achtung; dadurch wirst auch du dir Achtung erwerben, nicht nur bei dir, sondern bei Allen, die es bemerken. Sprich nie ein geringschätziges Wort gegen sie aus, auch nicht im Scherz, denn bei öfterer Wiederholung enden solche Scherze gar leicht mit verdrießlichem Ernst. Sei emsig in deinen Berufsgeschäften, das führt zu nützlichen Kenntnissen. Sei betriebsam und sparsam, das führt zur Wohlhabenheit. Sei nüchtern und mäßig, das erhält die Gesundheit. Sei überhaupt tugendhaft, das führt zur Glückseligkeit, wenigstens hast du bei solchem Betragen die meisten Aussichten auf solche Folgen." — Uebrigens erzählt er doch so viel, daß auch an ihm das Sprichwort: „Willst du gedeihen, so mußt du freien," in Erfüllung gegangen sei. Seine Frau war ein heitres Wesen, verrichtete mit fröhlichem Gesichte ihre Geschäfte, und stand Franklin in seinem Geschäfte bei, falzte und heftete Flugschriften, versah den Laden, und kaufte Lumpen für den Papiermacher ein. — „Unnütze Bedienung," sagt Franklin, „hatten wir nicht. Unser Tisch war schlecht und recht, unser Hausgeräth so wohlfeil als möglich," und Franklin selbst frühstückte Brod und Milch aus thönernem Napfe mit einem zinnernen Löffel. — „Nun sehe man aber," ruft Franklin scherzend aus, „wie sich die Ueppigkeit in Familien einschleicht und trotz allen Grundsätzen verbreitet. Eines Morgens ward ich zum Frühstück gerufen, und fand es in einer Porzellanschaale, dabei einen silbernen Löffel." — Das hatte die Frau ohne Franklins

Vorwissen eingekauft, und meinte zur Entschuldigung, „ihr Mann wäre doch wohl auch so gut, wie die Nachbarn, und einer Porzellanschaale und eines silbernen Löffels werth.“ — Franklin ließ sich's gefallen, und mit der Zeit und mit wachsendem Wohlstande mehrte sich Porzellan und Silber in Franklins Hause, — und auch der Hussegen, — Kinder, — fehlten nicht.

Siebentes Kapitel.

Franklins gemeinnützige Thätigkeit.

Franklin hatte unter den ungünstigsten Verhältnissen einen für seinen Stand hohen Grad von Bildung und Wohlhabenheit erlangt. Niemand hatte ihn getrieben, als er sich selbst; Niemand hatte ihn erzogen, als der liebe Gott, — das Leben, und er selbst. Er war kein verzärteltes Muttersöhnchen, hinterm Ofen groß geworden; das Leben hatte ihn hinausgeworfen, geprüft und gekräftigt und gelautert, — — das Schicksal hatte ihn übers Meer hinüber und zurückgeführt, und ohne Freunde und Unterstützung hatte er sich Freunde und Hilfe, Auskommen und Wohlstand erworben, durch seine Redlichkeit, Offenheit, Mäßigkeit und Thätigkeit. Er ist ein sprechendes Beispiel von der großen Macht der guten oder fehlerhaften Gewohnheiten; von der Macht der Vorurtheile, wie der sittlichen Grundsätze. Weil er etwas werden wollte, und jede Gelegenheit etwas zu lernen, und seinem Ziele näher zu kommen, benutzt hatte, war er etwas geworden — ein selbstständiger, wohlhabender, kluger Mann, in Allem erfahren, für Alles geschickt. Aber der eifrige Mann hatte doch nur selten gegebene Gelegenheit vorübergehen lassen, um mit dem, was er wußte und konnte, auch andern Menschen zu nützen. In Philadelphia, wie in London, hatte unser junger Buchdrucker den größten Einfluß auf seine Umgebung geaußert. Franklin war es, der in Philadelphia unter jungen Leuten seiner Bekanntschaft wissenschaftliche Unterhal-

tungen und Gespräche veranstaltet hatte; Er hatte die biertrinkenden Gewerbsgenossen in London an Mäßigkeit gewöhnt; Er wußte die unnützen, rohen Arbeiter in Keimer's Buchdruckerei zuzustutzen und durch seinen Einfluß dem jungen Meredith das Brantweintrinken abzugewöhnen! Er verstand es, den angesehensten Männern der Stadt Lust und Muth für einen wissenschaftlichen Club, Junto genannt, von dem wir oben erzählten, einzuflößen, in welchem Jeder von dem Andern geistige Vortheile zog! Wir sehen, er hatte nicht blos Anlage, seine Mitmenschen für irgend etwas zu gewinnen, sondern er sah das auch für seine Menschenpflicht an, mit dem, was er war und hatte und wußte, Andern zu nützen. Aber vielleicht that das Franklin blos aus Eigennutz, um selbst zu lernen, um Kundschaft zu gewinnen, um Macht, Ehre und Reichthum zu erlangen? — Wäre das der Fall gewesen, dann würde seine gemeinnützige Thätigkeit in dem Maaße abgenommen haben, als er Andre nicht mehr gebraucht hätte; aber nein, je geachteter, wohlhabender, mächtiger er wurde, desto mehr that er für das allgemeine Beste, desto uneigennütziger und begeisterter dachte und wirkte er für Andre!

Die erste gemeinnützige Unternehmung, die durch ihn zu Stande kam, war die Stiftung einer öffentlichen Büchersammlung, der ersten in Amerika. Der Anfang war, daß jedes Mitglied jenes eben erwähnten Clubbs, die besten und belehrendsten seiner Bücher mitbrachte und dann in dem Versammlungslocale aufstellte. Doch bald kam die Sache ins Stocken; es fehlte an Aufsicht; Bücher kamen weg, und am Ende nahm Jeder seine Bücher wieder zurück. Dennoch war der Nutzen einer gemeinschaftlichen Büchersammlung offenbar. Man schafft sich ja doch nur Bücher an, um sie zu lesen, und wenn man Gelegenheit hätte, die Bücher, die man wollte, zu lesen, so brauchte man sie sich nicht anzuschaffen. Der Vortheil nun, wenn Mehrere zusammenträten, um sich Bücher gemeinschaftlich anzuschaffen, und sie dann nach einander und so oft man nur wollte, zu lesen, war offenbar. — Daher fand der Plan Franklins, durch gemeinsame Beiträge eine solche, allen Beitragenden zur Benutzung offen stehende Bibliothek (Büchersammlung) zu gründen, allgemeinen Anklang. — Funfzig Personen verbanden sich, zum ersten Ankauf von Büchern eine gewisse

Summe hinzugeben und zur Vermehrung jährlich einen bestimmten Beitrag zu geben. So wurde eine kleine Bibliothek angelegt, und wöchentlich ein Tag bestimmt, wo die Theilnehmer sich Bücher leihen konnten. Das wurde bald an andern Orten nachgemacht, und Franklin erzählt: — „Durch Schenkungen mehrten sich die Bibliotheken; Lesen ward Mode, und da unser Volk keine öffentlichen Lustbarkeiten und Zerstreungen hatte, so lernte es immer mehr Bücher kennen, und in wenig Jahren fanden Fremde, daß es besser unterrichtet und einsichtiger wäre, als anderwärts." — Franklin selbst war dabei so klug, den ganzen Plan weniger als von sich ausgegangen darzustellen, und gab das Ganze für einen Entwurf mehrerer Freunde aus, die ihn ersucht hätten, umherzugehen, und ihn Liebhabern des Bücherlesens vorzulegen. — „So ging," sagt Franklin, „meine Sache leichter von Statten, und so verfuhr ich bei ähnlichen Gelegenheiten nachher immer, und kann das Verfahren aus Erfahrung Andern empfehlen. Das kleine, augenblickliche Opfer unserer Eitelkeit wird später reichlich vergütet. Bleibt es eine Weile ungewiß, wer eigentlich das Verdienst hat, eine gute Sache gestiftet zu haben, so wird vielleicht zwar Einer, der eitler ist, als wir, angefeuert, sich es anzueignen, aber zuletzt läßt uns doch der Neid Gerechtigkeit widerfahren, reißt die angesteckten Pfauenfedern denen aus, die sich eitel damit blos geschmückt, und stellt sie dem rechtmäßigen Eigenthümer zu."

Diese Bibliothek ward im Jahre 1730 gegründet. Der Anfang war klein, die Fortschritte aber überraschend, denn Franklin hatte einem tiefgefühlten Bedürfnisse abgeholfen. Schon zu Anfange dieses Jahrhunderts enthielt sie ungefähr 8000 Bände nebst Sammlungen und wissenschaftlichen Apparaten aller Art. Die Gesellschaft selbst ward immer zahlreicher und wohlhabender, baute zuletzt ein herrliches Bibliothekgebäude, und setzte das Bildniß des Gründers — Benjamin Franklins, — in Marmor gehauen, davor. Manches Buch ist seitdem aus dieser Sammlung geholt und gelesen worden, — hundertmal, tausendmal; — und gewiß so Mancher von denen, welche in dieser Bibliothek Gelegenheit fanden, ihre Kenntnisse aus Büchern zu bereichern, die sie selbst sich anzuschaffen nie im Stande gewesen wären, hat dem gedankt, durch dessen Eifer die erste öffentliche Biblio-

thek in Amerika gegründet ward, unserm Benjamin Franklin! —

Der wohlthätige Einfluß dieser Anstalt war bald zu bemerken. Die Beiträge waren nämlich niedrig, so daß selbst der Bürger und Handwerker sie erschwingen konnte, und dadurch wurde unter allen Volksklassen ein großer Grad von Bildung verbreitet. Andre Städte machten's nach; überall entstanden Bibliotheken, nachdem einmal Einer den Anfang gemacht und die Möglichkeit thatsächlich dargestellt hatte. Noch jetzt aber steht Benjamin Franklin in Philadelphia und in ganz Amerika im besten Andenken, weil er ein Herz hatte für das Volk, und als wahrer Volksfreund für wahre Aufklärung desselben, für Volksbildung und Volksveredlung unermüdlich wirkte, redete, schrieb und handelte, — und zwar ohne Eigennutz, denn nie nahm er die geringste Vergütung für den vielen Aufwand von Zeit und Mühe an, die er mit Auswahl und Verschreibung derselben von London, die man ihm allein überließ, so wie mit Leitung der ganzen Angelegenheit, hatte.

Wir sehen abermals, was ein einziger Mann durch guten Willen, Klugheit und Beharrlichkeit seinen Mitmenschen nützen kann. Bücher sind ja, neben Schule und Kirche, die besten Mittel zur Volksbildung; — da sprechen die gebildetsten und besten Männer aus allen Zeiten, aus allen Nationen zu uns! — Auch Franklin, der Amerikaner, soll in diesem Volksbuche zu unserm deutschen Volke sprechen, — in einem Buche, — das, so hoffen wir, in unsern Dorfbibliotheken stehen, und viele edle Männer unsres Deutschen Volkes begeistern soll, wenn auch nicht Bibliotheken für ihr Land, so doch für ihr Dorf zu gründen. Ihr Bildniß wird zwar schwerlich in Marmor vor dem bescheidnen Hause des Schulmeisters, — oder sonst einem andern Hause, welches das Bibliothekhaus vielleicht vertritt, — stehen, ihr Andenken aber wird in den Herzen fortleben! — Möchte auch in dieser Hinsicht unser Volk und jeder Einzelne an Franklins Leben sehen, was Einer für Viele thun kann, wenn er will, und wie durch Vereinigung Vieler zu einem edlen Zwecke auch das Kleine groß wird!

„Diese Büchersammlung," so erzählt Franklin selbst, „gab mir Gelegenheit, mich durch anhaltenden Fleiß zu bil-

den. Ich bestimmte dazu täglich ein paar Stunden, und holte so die gelehrte Erziehung, die mir mir mein Vater anfangs hatte geben wollen, nach. Lesen war mein einziges Vergnügen, das ich mir erlaubte. In Schenken, bei Spielen oder Lustbarkeiten, wie sie auch hießen, brachte ich keine Zeit hin, und in meinen Geschäften war ich eben so unermüdet fleißig, wie zuvor. Ich hatte noch Schulden auf meiner Druckerei, Kinder, die erzogen werden sollten, zwei Nebenbuhler im Geschäfte, die sich früher am Orte niedergelassen hatten, als ich. Dennoch ward meine Lage von Tage zu Tage gemächlicher, da ich meine früher schon gewohnte Sparsamkeit fortsetzte, und mein Vater mir in meiner Jugend unter andern guten Lehren auch den Spruch Salomonis eingeschärft hatte: Siehst du einen Mann, der fleißig ist in seinem Berufe, ein solcher soll vor Königen stehen und nicht vor gemeinen Menschen. So sah ich Fleiß als Mittel, wohlhabend und ausgezeichnet zu werden, an. Dieß munterte mich sehr auf, wiewohl ich darum nicht eben dachte, daß ich jemals buchstäblich vor Königen stehen würde, was aber doch geschehen ist, denn ich bin vor fünf gestanden; ja ich hatte die Ehre, neben dem König von Dänemark zu Tische zu sitzen." —

Aber Franklin benutzte auch das, was er gelesen und gelernt für Andre; er wollte auch mit seinen Kenntnissen für Andre wuchern, und schrieb deßhalb 25 Jahre lang einen Volkskalender für das Amerikanische Volk, welcher unter dem Titel: „Der arme Richard" jährlich in 10,000 Exemplaren verbreitet ward. Er hat durch diese Volksschrift, die er so unterhaltend und nützlich als möglich zu machen suchte, viel Gutes gestiftet. Er selbst hat die Hauptlebensregeln aus dieser Schrift kurz zusammengestellt; sie wurden in England und Frankreich nachgedruckt, — man stellte sie auf einen Bogen zusammen und hing sie unter Glas und Rahmen in den Häusern auf. Auch unsre Deutschen Leser werden's uns danken, wenn wir ihnen diese Lebensweisheitsregeln hier beisammen geben — als goldnes A-B-C für Alle, die gern glücklich werden wollen:

„Müssiggang macht Alles schwer, Btriebsamkeit macht Alles leicht; wer spät aufsteht, muß den ganzen Tag traben und wird kaum bis zur Nacht das Versaümte einholen; Trägheit aber kommt so langsam vorwärts, daß gar bald die Armuth sie einholt. Treibe dein Geschäft und laß dich dieses nicht treiben; und früh zu Bett, früh wieder auf, giebt dem Menschen Gesundheit, Wohlstand und Weisheit. —

Betriebsamkeit braucht nicht zu wünschen, und wer von Hoffnung lebt, wird hungrig sterben. Kein Verdienst ohne Dienst; drum brauch ich die Hand, denn ich hab' kein Land.

Wer ein Geschäft hat, der hat ein Vermögen, und wer ein Gewerbe hat, der hat ein Amt, das ihm Nutzen und Ehre bringt.

Betriebsamkeit bezahlt die Schulden, Muthlosigkeit vermehret sie.

In des thätigen Arbeiters Haus kann der Hunger wohl hinein sehen, darf aber nicht hineingehen.

Fleiß ist die Mutter des Glücks, und Gott giebt Alles der Betriebsamkeit.

Ein „heute" ist so gut als zwei „morgen"; verschiebe nie auf morgen, was sich heute läßt besorgen.

Bist du dein eigner Herr, so schäme dich, wenn du dich müßig findest, da du doch für dich, für die Deinen, für dein Vaterland so viel noch zu thun hast.

Wenn du Muße haben willst, so wende deine Zeit gut an, und wirf keine Stunde weg, da du keine Minute sicher bist.

Das sicherste Mittel, leere Taschen zu füllen und voll zu erhalten, ist in zwei Regeln enthalten. Erstens: laß Ehrlichkeit und Thätigkeit deine beständigen Gefährten sein, und zweitens: Gieb einen Groschen weniger aus, als der reine Ertrag deines Verdienstes. —

Laß Thätigkeit dir zur Seite gehen vom frühen Morgen an, bis Abends die Stunde der Ruhe schlägt; laß Ehrlichkeit gleichsam den Abschein deiner Seele sein,

und wenn du Abends all deine Ausgaben zusammenrechnest, so vergiß nie, daß ein Groschen von der Einnahme des Tages übrig sein soll, dann wirst du den Gipfel des Erdenglückes erreichen; dann wird Unabhängigkeit dir Schild und Panzer, Helm und Krone sein; dann wird deine Seele dich erheben, und nie sich beugen vor dem seidnen Wicht, weil er reich ist, und keine Beleidigung deshalb feige hinnehmen, weil die Hand, die sich drohend erhebt, einen Ring von Diamanten trägt. —

Versorge deine Werkstatt, dann wird die Werkstatt auch dich versorgen. —

Willst du einen Auftrag wirklich ausgerichtet haben, so gehe selbst; liegt dir nichts daran, so schicke einen Andern.

In weltlichen Dingen macht nicht der Glaube selig, sondern der Mangel an Glaube.

Wünschst du dir einen treuen Diener und einen, der dir lieb ist, so diene dir selbst.

Kleine Sorglosigkeit kann große Sorgen bringen; weil ein Nagel fehlte, verlor das Pferd ein Hufeisen; weil ein Hufeisen fehlte, verlor der Reiter sein Pferd; weil ein Pferd fehlte, verlor die Welt einen Reiter; denn der Feind holte ihn ein und schlug ihn todt, und Alles das, weil nicht sorgsam genug nach dem Hufeisen gesehen worden war. —

Willst du reich werden, so denke an's Auskommen eben so gut, wie an's Einkommen. Erwirb dir, was du kannst, und was du hast, halt' fest, dann weißt du, wie sich Blei in Gold verwandeln läßt. —

Taft und Atlas, Sammt und Seide löschen das Küchenfeuer aus.

Fliehe die Freuden, so werden sie dir folgen. —

Mangel an Aufsicht schadet mehr, als Mangel an Einsicht. —

Ein fette Küche macht ein mageres Testament! —

Kaufe, was du nicht bedarfst, und du wirst bald, was du bedarfst, verkaufen müssen.

Für das, was ein Laster kostet, kann man zwei Kinder groß ziehen.

Wer immer aus dem Mehlfaß schöpft und Nichts wieder nachfüllt, kommt bald auf den Grund.

Sei anspruchslos und bescheiden; — der Uebermuth nimmt sein Frühstück mit dem Reichthum, sein Mittagsbrod mit der Armuth und sein Abendbrod mit der Schande.

Willst du den Werth des Geldes kennen lernen, so geh und leih dir welches; dann wirst du bald merken, daß Borgen Sorgen macht. —

Leichter ist's, den ersten Wunsch sich zu versagen, als alle, die ihm nachkommen.

Ich bitte euch, bedenkt was ihr thut, wenn ihr Schulden macht; ihr gebt dadurch einem Andern Gewalt über eure Freiheit. Wenn ihr zur bestimmten Zeit nicht zahlen könnt, so müßt ihr euch schämen, euch vor euren Gläubigern sehen zu lassen, müßt euch scheuen, ihn anzureden, müßt klägliche kriechende Entschuldigungen machen und werdet allmälig dahin kommen, an Wahrhaftigkeit zu verlieren, und zuletzt bis zu einem niederträchtigen Lügner herabzusinken. —

Schulden ziehen den Wagen, in welchem die Lüge fährt.

Des Gläubigers Gedächtniß ist besser, als des Schuldners. —

Besser ist, ohne Abendbrod zu Bett zu gehen, als mit Schulden aufzustehen. — —

Das, lieben Freunde, sind Lehren der Weisheit und Vernunft; aber dennoch rathe ich euch, nicht gar zu viel auf eure Betriebsamkeit, Sparsamkeit und Klugheit zu bauen; so vortrefflich diese Dinge auch sind, so werden sie doch alle wie Seifenblasen zergehen, wenn der Segen des Himmels nicht dabei ist. Deßhalb bittet in Demuth um diesen Segen, und seid nicht hartherzig gegen die, welchen derselbe gegenwärtig zu ermangeln scheint, sondern bringt ihnen Trost und Hilfe.

Schon damals gab's in Amerika unzählige religiöse Secten; denn alle religiösen Gesellschaften, die in Europa nicht geduldet wurden, flohen nach Amerika. Da gab's denn die verschiedenartigsten Ueberzeugungen; der Eine glaubte das, der Andre das, und Jeder meinte, allein die Wahrheit zu besitzen und verdammte die andre Partei. — Franklin hielt sich zu keiner Partei, eben weil ihm das Parteiwesen in der Religion zuwider war, und weil er überhaupt der christlichen Offenbarung, wie wir wissen, einen geringern Werth beilegte. War das nun auch Unrecht, so hatte diese Ansicht doch wenigstens das Gute, daß er keinen Andersdenkenden verdammte und in seinem ganzen Leben die größte religiöse Duldung übte und beförderte. — „Ich habe mich," bekennt er, „während meines langen Lebens öfter genöthigt gesehen, meine Meinung zu ändern, weil ich entweder besser von der Sache unterrichtet ward, oder gründlicher darüber nachgedacht habe, und das ist mir bei den wichtigsten Grundsätzen widerfahren, die ich einst für Recht hielt, und doch später für Unrecht erkannte. Daher kommt es, daß ich von Jahr zu Jahr geneigter werde, die Richtigkeit meines Urtheils über Andre zu bezweifeln. Leider glauben die meisten Menschen, wie die meisten religiösen Secten, wirklich sich selbst im Besitz der vollen Wahrheit, und Andre, sofern sie von ihnen abweichen, im Irrthum. Dies thut die katholische, wie die protestantische Kirche, und der Protestant Steele bemerkt mit treffendem Spotte in einer Schrift: „„Der einzige Unterschied zwischen den Kirchen in Betreff ihrer Meinung von der Zuverlässigkeit ihrer Lehren, bestehe darin, daß die Römische Kirche unfehlbar, und die Englische nie im Irrthum sei.""— Gerade diese Rechthaberei und Streitsucht hatte Franklin wohl dem kirchlichen Leben seines Vaterlandes entfremdet; er war zu wahrheitsliebend, um sich Einer der bestehenden Kirchenparteien anzuschließen, die alle andre verdammte — und er that dabei nur, was Viele thun, er schüttete das Kind mit dem Bade aus; er wollte von der Kirche gar Nichts wissen, weil die sichtbaren Kirchen in seiner Nähe so unvollkommen waren! Demungeachtet war er auch in den Zeiten seines schlimmsten Unglaubens so rücksichtsvoll, Andrer Glaubensüberzeugungen nicht zu verletzen oder zu erschüttern, ja er vermied lieber die Gespräche über Religion, um Andre nicht

in seine Zweifel, die ihn selbst unglücklich genug machten, einzuweihen. Auch gab er gern die freiwilligen Beiträge zur Erbauung von Kirchen und Erhaltung von Geistlichen.*)

Nur in die Kirche wollte er nicht gehen; dabei aber war er für alles Gute begeistert, und arbeitete nicht blos eifrigst an seiner eignen sittlichen Vervollkommnung, sondern hatte sogar den Plan, einen Glaubens- und Tugendbund zu stiften. Es sollte das, nach seinen Gedanken, eine freie und frohe Gesellschaft werden, nämlich frei von der Herrschaft des Lasters, und dadurch zu allen Tugenden fertig, — (auch schuldenfrei, nämlich durch Fleiß und Sparsamkeit) — und froh, die erlaubten Freuden des Lebens genießend, — jedenfalls im Gegensatz gegen die finstern, freudlosen Ansichten mancher religiösen Parteien seines Landes. Denn nur bei den trockenen Glaubenspredigten und den unduldsamen Streitreden der Prediger seines Vaterlandes, konnte ein so aufgeklärter Mann, wie Franklin, meinen, daß man, um frei und froh zu sein, eines besondern Glaubensbundes bedürfe. Frei und froh ist ja eben der Christ, und die christliche Kirche jener unsichtbare Glaubens- und Tugendbund freier und froher Menschen, der nicht erst gestiftet zu werden braucht, sondern da ist, wenn auch die bestehenden, sichtbaren Kirchengesellschaften viel zu wünschen übrig lassen. Wir fürchten, daß Franklin die freie und frohe Christusreligion doch nicht recht gekannt, und die Streitigkeiten und falschen religiösen Ansichten seiner Zeit für das Christenthum gehalten hat; wir vermuthen, daß er nicht ohne Schuld der Erziehung seines Vaters, der ja Anhänger einer strengen, allem Lebensgenusse abholden Secte war, und durch andre leidenschaftliche Glaubenseiferer ganz falsche Ansichten von der christlichen Kirche und der christlichen Offenbarung bekommen haben mag! Denn, wie gesagt, Franklin wollte das Gute! Ja, er faßte sogar den kühnen und mühseligen Ent-

*) Wir müssen hier bemerken, daß damals und jetzt in Amerika alles Kirchen- und Schulwesen von Privatleuten erhalten wird. Eine Anzahl Leute vereinigen sich, halten sich Geistliche oder Schullehrer, oder auch nicht, besolden sie, hoch oder niedrig, schicken sie fort und wählen Andre; Niemand fragt darnach, und die Regierungen haben in Kirchen- und Schulsachen gar Nichts zu sagen, so daß es jedem Einzelnen überlassen bleibt, ob er seine Kinder will unterrichten lassen, oder nicht.

schluß, durch sich selbst, — ohne Kirche und Geistliche, — frei von allen Fehlern und ein vollkommener Mensch zu werden. — „Ich wünschte," sagt er, „so zu leben, daß ich nie einen Fehler beginge, und alle bekämpfte, wozu mich natürliche Neigung, Gewohnheit oder Umgang verleiteten." — Er wollte nicht blos das Gute wissen, sondern es kam ihm Alles darauf an, sich an das Gute zu gewöhnen. Da er dieß nach und nach blos für möglich hielt, so nahm er sich vor, jede Woche Eine Tugend vorzüglich zu üben, und in der nächsten Woche wieder eine andre, und sich's dann in einem besondern Tugendbüchlein anzumerken, wenn er sich gegen eine Tugend, und gegen welche Tugend er sich vergangen hätte. So hatte er sich denn dreizehn der vorzüglichsten Tugenden angemerkt: Mäßigkeit, Schweigsamkeit, Ordnung, Entschlossenheit, Sparsamkeit, Betriebsamkeit, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung, Reinlichkeit, Ruhe, Keuschheit und Demuth. — „Da ich mir," sagt Franklin, „eine Fertigkeit in all diesen Tugenden erwerben wollte, so hielt ich für nützlich, nicht auf alle mit einem Male meine Aufmerksamkeit zu richten, sondern nur Eine jedesmal im Auge zu haben, und wenn ich dieser Meister geworden, zu einer andern überzugehen, so lange, bis ich durch alle dreizehn durch wäre. Und da die vorläufige Erwerbung einiger den Erwerb der andern erleichtern müßte, ordnete ich sie, wie sie oben angegeben sind. Zuerst die Mäßigkeit, weil sie zu jener Kälte und Klarheit des Kopfes verhilft, welche so nöthig ist, wo es stete Wachsamkeit gilt und man gegen die unabläßige Anziehung alter Gewohnheiten und der Macht anziehender Versuchungen auf der Hut sein muß. Wäre man mit dieser zu Stande, so möchte Schweigsamkeit wohl leichter sein, und weil ich auch zugleich wissen wollte, ob ich in dieser Tugend zugenommen, und überlegte, daß sie im Gespräche mehr mit den Ohren, als mit der Zunge erworben würde (wobei ich gern meine Angewöhnung, zu schwatzen, zu witzeln und zu scherzen ablegen wollte — die mich doch nur in werthloser Gesellschaft angenehm machen konnte) — so gab ich der Schweigsamkeit die zweite Stelle. Diese, sowie die nächstfolgende, die Ordnung, sollte mir hoffentlich mehr Zeit für meine Arbeiten gewinnen. Entschlossenheit, einmal zur Gewohnheit geworden, sollte mich im Streben nach allen

folgenden Tugenden befestigen. Sparsamkeit und Betriebsamkeit, oder Emsigkeit, sollten mir meine Schulden abtragen, Wohlstand und Unabhängigkeit sichern helfen, so wie mir Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit erleichtern." — — Ob nicht unsern Franklin in dieser Gewöhnung zum Guten die Religion, das Christenthum und namentlich die gemeinschaftliche öffentliche Gottesverehrung mit ihren mannigfaltigen Anregungen und Belehrungen, Warnungen und Ermunterungen zum Besserwerden, unterstützt haben würde?

Franklin wollte aber Alles selbst thun. Er machte sich ein besonderes Büchelchen, nahm die Tugenden nach der Reihe vor und bestimmte nun die erste Woche, sich an Mäßigkeit zu gewöhnen, bemerkte aber zugleich täglich, gegen welche von den Tugenden er sich vergangen hatte, und freute sich natürlich, wenn die ganze Woche wenigstens kein Verstoß gegen die Mäßigkeit vorkam. Die nächste Woche kam die Schweigsamkeit daran u. s. f. Nach dreizehn Wochen fing er dann von vorn an, und er gesteht, wiewohl er im Ganzen nie die Vollkommenheit erreichte, die er so sehnlich gewünscht, sondern immer noch weit davon entfernt geblieben sei, daß er doch durch dies Streben besser und glücklicher geworden sei, als er ohne dasselbe geworden wäre, „wie ja diejenigen, die nach in Kupfer gestochenen Vorschriften schön schreiben lernen wollen, zwar nie die angestrebte Trefflichkeit des Vorbilds erreichen, aber doch immer besser, hübscher und leserlicher schreiben lernen."

Einen Fehler, bekennt Franklin hier abermals selbst, habe er nicht überwinden können, — den Stolz. — „Man bemäntle," sagte er, „bekämpfe, dämpfe, ertödte ihn noch so sehr, er ist und bleibt lebendig, und blickt unterweilen doch klar durch. Vielleicht wird man ihn oft in dieser meiner eignen Lebensbeschreibung bemerken. Denn könnte ich auch glauben, ihn ganz überwältigt zu haben, so würde ich doch wahrscheinlich auf meine Demuth stolz sein." —

Nicht minder gesteht er, daß ihn die Ordnung viel zu schaffen gemacht habe, so daß er den Versuch, jemals ordentlich zu werden, fast aufgegeben habe. — „Es ging mir," erzählt Franklin, „wie dem Manne, der bei meinem Nachbar, dem Schmied, eine Axt kaufen, und die ganze Fläche so glän-

zend und glatt haben wollte, als die Schneide. Der Schmied erbot sich, sie glatt zu schleifen, wenn er selbst dazu den Schleifstein drehen wollte. Jener drehte nun zwar, aber da der Schmied die Axt derb und schwer auf den Schleifstein hielt, so machte das das Drehen sehr beschwerlich. Der Mann ließ von Zeit zu Zeit vom Drehen ab, um zu sehen, wie weit die Arbeit vorgeschritten sei, aber am Ende ward er ungeduldig, und wollte seine Axt doch lieber nehmen, wie sie war, ohne sie weiter schleifen zu lassen. „„Nein, nein,"" sagte der Schmied, „„dreht nur immer fort, nach und nach bekommen wir sie schon glatt; stellenweis ist sie schon gesprenkelt."" — „„Ja,"" sagte der Mann, „„ich meine aber, ich will doch lieber meine gesprenkelte Axt behalten."" — „Und so," fährt Franklin fort, — „so mag es wohl Vielen gegangen sein, die solche Mittel, wie ich nöthig hatten, und dabei fanden, wie schwer man Gutes annimmt und Schlechtes tilgt, mithin den Kampf aufgaben und schlossen, eine gesprenkelte Axt sei doch die beste!" —

Später unterließ auch Franklin diese täglichen Selbstprüfungen, abgehalten von den mancherlei öffentlichen Geschäften; auch kam er nie dazu, wie er gewollt, ein Buch über die Tugendkunst zu schreiben, aber das Selbstprüfungsbüchlein führte er stets bei sich, und sein beständiger Wahlspruch blieb: Tugend ist der wahre Adel! Auch versichert er, daß er jeden Tag mit dem ernsten Worte: Was habe ich Gutes gethan? beschlossen, jeden Tag mit der Frage: Was werde ich Gutes thun? begonnen habe. Ja, Franklin, der Kirchenverächter, betete täglich, entweder mit den Worten eines Dichters, oder nach einem kleinen Gebete, das er für sich selbst aufgesetzt hatte: — „O allmächtiger Gott, gnädiger Vater, barmherziger Führer! Laß mich fortschreiten in der Weisheit, welche mir mein wahres Wohl enthüllt! Stärke meinen Entschluß, stets zu thun, was diese Weisheit gebietet. Laß dir wohlgefallen meine Liebesdienste für deine andern Kinder, als die einzige in meiner Macht stehende Vergeltung für den Segen, den du mir fortwährend spendest." — Wahrlich, — Franklin trug viel Religion in sich, und wir müssen von Bewunderung erfüllt werden von seinem, ohne alle äußere Anregung fortdauernden, Tugendeifer. — Und wenn wir auch seine Kirchenfeindlichkeit auf keine Weise ver-

theidigen können, wenn wir auch behaupten, daß ein kirchlicherer Sinn den so viel Religion in sich tragenden Franklin vor manchen Irrthümern und Fehlern geschützt haben, — und in sittlicher Vollendung weiter gebracht haben würde, — so würde es weit besser um die Welt stehen, wenn nur alle Kirchenverächter unserm Franklin glichen!

„Mögen denn," so schließt Franklin diesen Abschnitt in der von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung, — „meine Nachkommen hieraus ersehen, daß dieser kleinen künstlichen Nachhilfe, nächst Gottes Segen, ihr Ahn das stete Glück seines Lebens, bis in sein 79. Lebensjahr hinauf, wo er dieß schrieb, verdankte! Welcher Wechsel ihm noch bevorsteht, ruht in der Hand der Vorsehung; kommt er aber, so wird der Gedanke an früher genossenes Glück ihn mit mehr Ergebung tragen helfen. Er schreibt in der That der Mäßigkeit seine lange ausdauernde Gesundheit, und die ihm immer noch gebliebene gute Leibesbeschaffenheit zu; der Aemsigkeit und Sparsamkeit seine frühe Gemächlichkeit und Wohlhabenheit mit allen Kenntnissen, die ihn zum nützlichen Bürger machten, und ihm unter den Gelehrten einigen Ruf erwarben; der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, das Vertrauen seines Vaterlandes und die ehrenvollen Aemter, die es ihm ertheilte; und dem Gesammtvereine dieser Tugenden, wie unvollkommen er sie sich auch aneignete, jene gleichmäßige Ruhe und Heiterkeit im Umgange, um welcher willen man ihn noch immer sucht, und selbst jüngere Bekannte ihn lieb haben. Hoffentlich werden also einige meiner Nachkommen mein Beispiel befolgen, und das Wohlthätige desselben ebenfalls ernten."

Hoffentlich! — —

Auch die Zeitung, welche Franklin herausgab, betrachtete er nicht blos als einen Erwerbszweig, sondern als ein Mittel, das Volk über seine wahren Bedürfnisse, seine Rechte und seine Pflichten, aufzuklären. In Amerika herrschte, und herrscht noch jetzt, Preßfreiheit, d. h. Jeder kann drucken lassen, was er will, und ist nur dem Gesetze persönlich verantwortlich für das Gedruckte, so nämlich, daß z. B. gedruckte Unwahrheiten, Verleumdungen ꝛc. an den Verfassern mit Geld oder Freiheitsstrafen geahndet werden. Da wurden und werden denn allerdings die Zeitungen namentlich gar häufig zu

schnöden persönlichen Verunglimpfungen benutzt; die abscheulichsten Schmähungen wurden und werden dort gedruckt, wenn der Schimpfende für seine Schmähartikel nur den Platz in der Zeitung bezahlt, — und man weiß ja, wie begierig Solches gelesen wird! Welche schöne Gelegenheit für Zeitungsherausgeber, sich Geld, und Gunst, und Absatz beim Publikum zu erwerben; — Franklin wollte sie nie benutzen. Er meinte, seine Zeitung wenigstens sei kein Postwagen, wo Jeder sich einen Platz kaufen könne, sondern der Herausgeber habe die Pflicht, seinen Abnehmern Nützliches und Unterhaltendes zu bringen, nicht aber persönliche Zänkereien. Wenn sie diese gedruckt haben wollten, so wolle er ihnen appart so viel Abdrücke veranstalten, als sie wünschten, die sie dann vertheilen könnten. „Nichts," sagt Franklin selbst, „Nichts kann die Preßfreiheit mehr gefährden, als der Mißbrauch derselben, wenn sie zu persönlicher Rüge, Herabsetzung und Verleumdung dienen muß." — „Wenn unter „Freiheit der Presse" Nichts anderes verstanden würde, als die Freiheit, über die Zweckmäßigkeit öffentlicher Maßregeln und Richtigkeit politischer Ansichten öffentlich zu verhandeln, so könnten wir nie zu viel davon haben; ist dagegen die Freiheit gemeint, sich einander zu beschimpfen, zu verleumden und zu entehren, so will ich, was mich betrifft, gern auf meinen Antheil daran verzichten, sobald es den Gesetzgebern beliebt, das Gesetz zu verändern, und ich will mit Freuden meine Freiheit, Andre zu mißhandeln, gegen das Privilegium vertauschen, selbst nicht mißhandelt zu werden?" —

Leider giebt es aber gegen diese Mißhandlungen von Personen in Druckschriften kein anderes Mittel, als die Ehrenhaftigkeit der Schriftsteller und Zeitungsherausgeber; denn die in vielen Europäischen Staaten eingeführte Censur, (d. h. die, durch von Staatsregierungen angestellte Personen, ausgeübte Aufsicht, welcher Alles, was gedruckt werden soll, vor dem Abdrucke, unterworfen ist,) ist nur ein sehr unvollkommenes Schutzmittel dagegen. Die Censur kann zwar vielleicht in Etwas jene furchtbaren persönlichen Schmähungen mildern, mit welcher damals und jetzt, namentlich die freie Presse Amerika's in Zeitungen und Schriften, wie Franklin selbst gesteht — „oft um der Bosheit Einzelner zu willfahren, die Trefflichsten mit falschen Beschuldigungen über-

schüttet," — niemals aber verhindern. Die größten Beleidigungen können auf eine so verstellte Weise gesagt werden, daß sie den Censurbehörden doch entgehen. Es käme aber nur darauf an, daß auch wir Deutschen öffentlichen Tadel unserer Handlungen und persönlichen Verhältnisse ertragen lernten, und wenn er unverdient wäre, uns darüber wegsetzten. In England z. B. hören die Minister es ganz ruhig mit an, wenn persönliche oder politische Feinde sie in Zeitungen mit ehrenrührigen Namen belegen und Beschuldigungen aufbringen, mögen sie nun wahr oder unwahr sein! Es mag das für den Einzelnen zwar unangenehm sein, — aber es hat diese Sprech- und Druckfreiheit auch das Gute, daß nicht blos der Landesherr die volle, ungeschminkte Wahrheit erfährt, sondern es wird bei voller Preßfreiheit auch ein in seinem Privatleben unsittlicher, charakterschlechter Mann, selbst in den höchsten Staatsämtern, sich nicht halten können. Die Wahrheit aber kommt doch am Ende an den Tag, ehrenhafte Leute bleiben doch geehrt, und ein wirklich guter Ruf hochgestellter Leute hat doch dann auch wirklichen Werth, wenn über öffentliche Personen jedes Urtheil gedruckt werden darf! Es giebt ja auch Gesetze — und diese Gesetze können und sollen recht streng sein, — welche den Verleumder bestrafen, — und diese sogenannten Preßvergehen, (d. h. durch Druckschriften verbreitete Unwahrheiten, Verleumdungen ꝛc.) richten! — Wo die Preßfreiheit Allen die Freiheit giebt, sich über die Zweckmäßigkeit öffentlicher Maßregeln und die Richtigkeit politischer Ansichten ungehindert auszusprechen, da würden wir gern auch den Uebelstand, von irgend einem schlechten Menschen verleumdet zu werden, in den Kauf mit nehmen, da das einmal nicht geändert werden kann. Das Wohl des Ganzen steht höher, als der für Einzelne möglicherweise entstehende Nachtheil, und wenn wir sehen, wie viel ein Mann, wie Franklin, durch keine Rücksicht gebunden, durch keine Censur beschränkt, mit seinem guten Willen, seinen Kenntnissen, seiner Vaterlandsliebe eben durch die Presse, (d. h. das gedruckte Wort) — diese größte Macht unsrer Zeit, wirken konnte, so möchten wir Deutschland wohl auch die Wohlthat des freien Worts wünschen, und das um so mehr, als den ruhigen, wahrheitsliebenden Deutschen nicht länger eine Freiheit vorenthalten werden sollte, die der Engländer,

Franzose, ja selbst der Spanier bereits besitzt! „Franklin fing klein an," sagt ein Zeitgenosse, „aber er schritt vorwärts und hob sein Land mittelst der Presse!" Die Römischen und Griechischen Volksredner sprachen wohl auch zum Volke, — aber Wenige konnten sie hören, ihre Schriften besaß fast Niemand, und das Volk konnte nicht lesen. Jetzt spricht der Einzelne zu dem Volke durch Bücher, Flugschriften und Zeitungen. Tausende lesen, durchdenken, was Einer gesagt, — und wenn selbst auch Falsches, Halbwahres geschrieben und gedruckt wird, die Presse heilt auch die Wunden, die sie schlägt. Ein wirklich aufgeklärtes Volk wird sich nie von Zeitungsschreibern Lügen aufbinden, allgemein geachtete Personen verleumden, und gegen eine freisinnige, das Wohl ihrer Unterthanen wollende Regierung, aufhetzen lassen! Nie wird durch die Presse eine wirklich göttliche Religion, eine wirklich den Zeitbedürfnissen genügende Kirche untergraben werden können.*) Das wirklich Wahre und Gute bedarf nicht des polizeilichen Schutzes durch die Censur. Wahrheit und Recht behalten doch am Ende die Oberhand über Lüge und Verleumdung! Ein Volk, das mit Ueberzeugung an König und Obrigkeit hängt, weil es eben durch öffentliche Besprechung der Staatsangelegenheiten erkannt hat, was es an ihnen hat, ist gewiß leichter zu regieren, als ein ungebildetes. Eine Regierung, die selbst Tadel erträgt und Rath hört und das Volk am liebsten nach den von der öffentlichen Stimme für wahr und gut erkannten Grundsätzen und Gesetzen regiert, eine solche Regierung steht fester in der Liebe und dem Vertrauen des Volks, als wo die öffentliche Stimme schweigen muß. Ein nach freien, auf die allgemeine Wohlfahrt berechneten Grundsätzen regiertes Volk hängt fester und vertrauensvoller an einem guten König, als ein Volk, das Nichts weiß, Nichts reden, Nichts tadeln darf, Nichts erfährt, sondern selbst blind, sich durch eine ihm ganz verborgene Staatsmaschine leiten lassen soll, — deren Beamte

---

*) Wir können uns nicht enthalten, in Beziehung auf die neuesten kirchlichen Wirren und Censurverbote ein Wort Franklins anzuführen: „Ist eine Religion gut, so wird sie sich wohl selbst schützen; kann sie das nicht, so daß ihre Bekenner die bürgerliche Gewalt um Hilfe anrufen müssen, so ist dieß, fürchte ich, ein Zeichen, daß es eine schlechte ist." —

nur das schreiben, reden und drucken lassen, was nach ihren, vielleicht beschränkten Ansichten, und nach jedenfalls willkürlicher Beurtheilung, dem Volke, dem Vaterlande, dem Könige frommt!

Was ein volksfreundlicher, gesetzkundiger Mann durch das freie Wort wirken kann, hat eben Franklin gezeigt. Sein gedrucktes Wort hat die großartigsten Pläne, die er durchgesetzt, erst vorbereitet; wohlthätige Anstalten hervorgerufen, weise Gesetze, freisinnige Verfassungen berathen, und die Befreiung seines Vaterlandes aus den drückenden Fesseln Englands anfangen und vollenden helfen. Würde nicht — so fragen wir — die Befreiung Amerika's, wenn auch nicht ganz verhindert, (denn trotz aller Hindernisse findet die Wahrheit doch immer eine Gasse!) so doch noch viele Jahre hinausgeschoben worden sein, wenn Englische Regierungsbeamte als Censoren zu bestimmen gehabt hätten, was gedruckt und also gelesen werden sollte?

Und wie überall, so brachte auch hierin unserm Franklin ein edles Betragen den größten äußern Vortheil. Während andre Zeitungsdrucker, die ihre Pressen und ihr Gewerbe durch Aufnahme schnöder Artikel und gleißnerischer Verleumdung der Regierung befleckten, an Abnehmern verloren, so gewann Franklins besonnene, nur Wahrheit und Recht und das Vaterland vertheidigende Zeitung, immer größern Absatz. Aber Franklin vergaß auch hier nicht, Andern von seinem Verdienste einen Antheil zu gönnen. So ließ er einen seiner Arbeiter, gegen Antheil am Gewinn, eine theilweise noch ihm gehörige Druckerei in Charlestown errichten, und gestattete nach dessen Tode der Wittwe, das Geschäft fortzusetzen. Franklin rühmt die Frau, eine geborene Holländerin, wegen ihrer Geschäftskenntniß, und vor allen wegen ihrer Gewandtheit im Rechnen, wobei sie ihre Kinder nicht nur anständig erzog, sondern zuletzt auch Franklin die Druckerei abkaufen und ihren Sohn hineinsetzen konnte. „Dieß," sagt Franklin, „erwähne ich hauptsächlich, um diesen Zweig der Erziehung für unsre Mädchen zu empfehlen, da er ihnen und ihren Kindern, falls sie Wittwen werden sollten, unstreitig mehr nützen wird, als Musik und Tanz. Denn er wird sie vor Einbuße an listigen Betrügern schützen, sie in den Stand setzen, vielleicht einen vortheilhaft angebrachten Handel mit

Briefwechsel fortzusetzen, bis ein Sohn heranwächst und ihn übernehmen kann, zum bleibenden Vortheil und Gewinn für die Familie." —

Bei all dieser regen Geschäftsthätigkeit wendete Franklin noch immer ungemein viel Zeit und Mühe auf seine Ausbildung. Er wollte immer noch mehr lernen, nicht für sein Gewerbe, — als Buchdrucker wußte er vielleicht genug — sondern, als Mensch, für sich, sein Volk, sein Vaterland! Es war ihm nicht genug, die in seiner Muttersprache, der Englischen, herausgekommenen Schriften zu lesen, — auch die ausländischen Schriftsteller wollte er kennen lernen und erfahren, was sie gedacht und erforscht hatten. Noch im siebenundzwanzigsten Lebensjahre, als Gatte und Vater, fing er an, die französische Sprache zu erlernen, und wurde ihrer bald so mächtig, daß er Bücher darin lesen konnte. Hierauf nahm er auch das Italienische vor. „Ein Bekannter," erzählt Franklin, „der es auch lernte, pflegte mich oft zum Schachspiel zu verleiten. Da ich aber sah, daß mir das Spiel zu viel Zeit wegnahm, die ich besser zu meinen Studien brauchte, so wollte ich am Ende nur unter der Bedingung mit ihm spielen, daß der Sieger in jedem Spiel das Recht hätte, dem Besiegten aufzugeben, entweder Stücken aus der Italienischen Sprachlehre auswendig zu lernen, oder Uebersetzungen aus Italienischen Schriftstellern zu liefern, welche Aufgaben der Verlierende auf Ehre vor unsrer nächsten Zusammenkunft liefern mußte. Da wir ziemlich gleich spielten, so trieben wir einander mit Gewalt in diese Sprache." — Auch das Spanische lernte Franklin, und zuletzt auch noch das Lateinische.

Also ging er den umgekehrten Weg, und während man damals die Erziehung in Europa noch allgemein mit der Lateinischen Sprache anfangen ließ, so hörte er damit auf, nachdem er, auch ohne Latein, namentlich durch seine Muttersprache und Bücherlesen, seinen Geist gebildet, denken, sprechen und auch schriftlich seine Gedanken auszudrücken gelernt hatte. Er war vielleicht einer der Ersten seiner Zeit, ein gebildeter Mann ohne classische, d. h. aus Römischen und Griechischen Schriftstellern geschöpfte Bildung. Und hierin liegt jedenfalls ein großer Fingerzeig für uns! Denn nicht blos Lateiner und Griechen wurden, was sie geworden sind, durch

Uebung in ihrer Muttersprache, sondern auch Franklin — und seine Bildung war demnach wohl gar classischer, als die unsrige! —

Und bei all diesen unermüdlichen Lerneifer verwaltete er nicht blos sein ausgebreitetes Buchdruckergeschäft — (Franklin war Nichts halb und hatte Zeit, weil er die Zeit einzutheilen wußte und nie müssig ging,) — sondern er war auch noch für den von ihm gestifteten wissenschaftlichen Club thätig und gewann dadurch zugleich einen großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Denn Alles, was die Stadt und das Land anging, ward zuerst in dieser Bürgerversammlung durchsprochen und berathen, und die also vereinigten zwölf Männer wußten nun wenigstens, was sie wollten, und was nach gemeinsamer Besprechung das Beste sein möchte. Es wurde nun von ihnen wenigstens weniger in's Blaue hineingeredet, sondern eben die Clubmänner trugen durch ihre gewonnenen, richtigeren Ansichten über öffentliche Angelegenheiten der Stadt und des Staats, über Gesetze und Gesetzvorschläge, Wahlen und Anderes ungemein viel dazu bei, auch Anderer Urtheil zu berichtigen und aufzuklären. Dieser Nutzen der Vereinigung tüchtiger Männer zu gemeinsamer Besprechung sprang in die Augen, und es wünschten Viele, dem Vereine beizutreten. Da aber Franklin der Ansicht war, daß um des Vereins willen die Zahl von zwölf Männern nicht überschritten werden dürfte, weil sonst Keiner recht zu Worte kommen würde, so gründeten auf seinen Vorschlag einige Mitglieder des Clubs wieder ähnliche kleine Gesellschaften für sich, so daß nun durch diese Nebenvereine die Hauptgesellschaft von allen Seiten Mittheilungen über die Bedürfnisse und Ansichten der größern Mehrzahl des Volks erhalten konnte. Freilich hinderte in Amerika Niemand diese Bürgerversammlungen, aber sie werden nirgends gehindert werden, wo verständige Männer zu gemeinsamer, ruhiger und leidenschaftloser Besprechung alles dessen, was sie und ihre Gemeinde, ihre Stadt, ihren Staat angeht, zusammen kommen. Es würde weit weniger Falsches, Halbwahres, dem gemeinen Besten Schädliches und für Staat und Regierung Gefährliches gedacht, gesagt, weiter gesagt und geglaubt werden, wenn die tüchtigsten und vernünftigsten Männner sich über Alles, was sie angeht, öffentlich besprechen wollten und

dürften! Man sorge nur durch die Volkserziehung dafür, daß es im Volke tüchtige, besonnene, volksfreundliche, für das gemeine Beste erwärmte, und mit dem Staate und seinen Einrichtungen, Gesetzen und Bedürfnissen vertraute Männer unter allen Ständen gebe, wie Franklin, den Buchdrucker! —

Franklin hatte sich bald durch Alles das das Vertrauen erworben, und, wie das überall ist, es zeigte sich, das Franklins Wirken für's allgemeine Beste zugleich für ihn selbst das Vortheilhafteste war. Im Jahre 1736 ward der damals dreißigjährige Mann durch das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger zum Secretair der Abgeordnetenversammlung der Provinz Pennsylvanien (welche man vielleicht mit dem Preußischen Provinziallandständen vergleichen könnte,) erwählt. Der Vortheil dabei war nicht blos der damit verbundene Gehalt, nicht blos der ihm dadurch erhaltene sehr einträgliche Gewinn, den er von dem Drucke der Gesetze, des Papiergelds und aller öffentlichen Papiere erhielt, sondern diese erste öffentliche Anstellung übte und bildete seine Kräfte, erwarb ihm das Vertrauen seiner Mitbürger, und war die beste Vorbereitung zu seiner spätern umfassendern Wirksamkeit. — Unser Buchdrucker ward also Secretair in der allgemeinen Ständeversammlung in Philadelphia! Im Jahre darauf ward er abermals gewählt, obschon Ein Mitglied eine lange Rede gegen ihn hielt. Franklin zeigte sich auch hier als gesinnungsvollen Mann; er wollte diesen seinen Feind gewinnen, aber nicht durch knechtische, kriechende Höflichkeit, sondern er bediente sich eines ganz einfachen Mittels. Er bat denselben in einem verbindlichen Briefe, ihm ein seltenes Buch, das jener besaß, zu leihen; das ward nicht abgeschlagen. Franklin bedankte sich später für die ihm erwiesene Gefälligkeit höflichst; Beide sprachen mit einander, — kurz, aus dem Gegner ward ein recht guter Freund. — „Dieß war," sagt Franklin, „wieder ein Beleg für die Wahrheit eines alten Grundsatzes: ‚Wer dir einmal Etwas zu Liebe gethan, thut dir eher wieder etwas, als der, den du selbst dir verbindlich gemacht," — und es zeigt sich zugleich, wie viel vortheilhafter es ist, klug zurückzutreten, als Feindseligkeiten zu haben, zu erhalten und fortzusetzen." —

So ward er sieben Jahre lang jährlich wieder gewählt, bis er, wie wir später sehen werden, durch das allgemeine

Vertrauen als Abgeordneter der Hauptstadt Philadelphia in dieser Generalversammlung selbst Sitz und Stimme erhielt. —

Jetzt, da Franklin sich einmal das allgemeine Vertrauen erworben hatte, fing sein Verhalten an, auch ihm immer mehr Früchte zu bringen. Im Jahre 1737 ward er Postmeister in Philadelphia. Und auch hier zeigte er sich als Ehrenmann. Wir wissen, daß sein Nebenbuhler, der Buchdrucker Bradford — als früherer Postmeister, die Verbreitung von Franklins Zeitung durch die Post erschwert hatte. Jetzt hätte dieser Böses mit Bösem vergelten können; er that es nicht, und gewann sich dadurch die Achtung Aller, die da wußten, daß er, obschon er unrecht gelitten, doch zu rechtlich sei, Unrecht zu thun! — Jetzt kam auch Franklins Zeitungsblatt in Aufnahme, und brachte dem Besitzer reichen Gewinn. —

Es giebt viele Menschen, die, so lange sie ihre Mitmenschen brauchen, wohl auch für das gemeine Beste thätig sind; dann aber, wenn sie ihr Schäfchen in's Trockne gebracht haben, sich nicht mehr um Andre kümmern. Nicht so Franklin; — es war ordentlich, als ob mit seinem wachsenden Wohlstande auch die Lust und Kraft zu umfangreicherer Thätigkeit gewachsen wäre, und wir sehen gerade den wohlhabenden Franklin uneigennützig die gemeinnützigsten Anstalten begründen. Unter andern war auch die Polizei zu Philadelphia sehr übel bestellt. Die Bürger besorgten das selbst, machten die Nachtwächter und Sicherheitsdiener, und wer nicht selbst Dienst thun wollte, bezahlte ein bestimmtes Geld, um davon Stellvertreter zu miethen. Die Herren Hauptleute aber, statt Stellvertreter zu miethen, steckten das Geld in ihre Tasche. Die aber, welche wirklich ihren Dienst selbst leisteten, saßen lieber im Wirthshause beim Kruge, als daß sie die Wirthshäuser beaufsichtigt, Diebe und Mörder eingefangen hätten. Alle diese Mißbräuche wurden von Franklin im Club freimüthig besprochen, aufgedeckt und die ganzen Angelegenheiten auch in den andern Versammlungen berathen. Die Bürgerschaft ward dadurch aufmerksam darauf, und überzeugte sich selbst von der Nothwendigkeit besserer Einrichtungen. Als nun einige Jahre darauf die Behörde durch ein Gesetz besondre Sicherheitsdiener bestellte, und durch Beiträge der Hausbesitzer be-

soldete, so fand diese Aenderung, obschon sie für den Einzelnen mit Ausgaben verbunden war, keinen Widerstand. Das Volk war ja über den Nachtheil der alten Einrichtung aufgeklärt worden! Die öffentliche Meinung, diese große Macht, war für eine Umgestaltung gewonnen, da durch Berathung in den Gesellschaften die tüchtigsten Männer sich und Andre von der Nützlichkeit dieser Neuerung überzeugt hatten. — So kam es, daß jetzt das über seinen wahren Nutzen aufgeklärte Volk selbst zu Geldopfern bereit war, während dieselbe Neuerung, ohne die vorhergegangene öffentliche Besprechung, jedenfalls den heftigsten Widerstand bei den Anhängern des Alten, und in der Menge aller derer, die nicht gern etwas geben, gefunden haben würde. — Abermals ein Beispiel, daß während Zwang und Gewalt nicht zum Ziele führt, wahre Volksbildung und Volksaufklärung das Volk nicht widerspenstig, sondern willig macht, zu den gemeinsamen Lasten beizutragen, und dem als gut und nützlich erkannten Gesetz sich zu unterwerfen! —

Gleicherweise richtete Franklin auch seine Aufmerksamkeit auf die Verhütung der zahlreichen Feuersbrünste. Er hatte sorgfältig über die Mittel nachgedacht, und schrieb nun für seinen Club einen Aufsatz darüber, der allgemeinen Beifall fand. Man berieth sich, wie man am Besten das Auskommen von Feuer verhüten, und die bereits entstandenen Feuersbrünste löschen könnte. Jeder gab, was er wußte, zum Besten, und so entstand der Plan, eine Löschgesellschaft zu gegenseitigem Beistand in Raümung und Sicherung des Geräths bei Feuersgefahr zu gründen. Dreißig Personen verbanden sich, schafften sich Löschgeräthe an, und beschlossen, monatlich zu gemeinsamer Besprechung über diesen Gegenstand zusammen zu kommen. Auch dieses Beispiel fand Nachahmer. Es entstand Ein solcher Löschverein nach dem Andern, und Keiner, der etwas besaß, wollte sich am Ende von diesen zum Schutze des Eigenthums vor einem der schlimmFeinde, dem Feuer, geschlossenen Verbindungen, ausschließen. — Bald hatte Philadelphia die besten Feuerlöschanstalten; größere Brände wurden eine Seltenheit, und Franklin gab abermals ein Beispiel, wie es, um wirklichen Bedürfnissen abzuhelfen, oft nur der Anregung eines Einzelnen bedarf, um Alles zum Zusammenwirken zu veranlassen! — Aber Einer

muß anfangen, Einer muß reden, und wer sich Kraft und Geschick zutraut, soll reden! — Schüchternheit sollte Niemand abhalten! — Jeder gebe zum gemeinsamen Besten, was er geben kann, — Rath und That, — ob's was Gutes war, das wird sich nachher schon zeigen! Aus Einem gelungenen Unternehmen entwickelt sich dann gar nicht selten eine Menge andres Gute; — so auch hier. — Kaum waren die Löschgesellschaften entstanden, als, abermals auf Franklins Vorschlag, der Plan einer Brandassekurationskasse durchging. Es verbanden sich eine Anzahl Personen zu gegenseitiger Unterstützung, im Fall sie Haüser und Habe durch den Brand verlieren sollten, einen bestimmten Beitrag zu zahlen, und da die Gesellschaft sich bald sehr ausbreitete, so reichten auch die kleinen Beiträge hin, um Einzelne für große Verluste zu entschädigen. Seitdem sind in Amerika und Europa unzählige, ähnliche Brandversicherungsanstalten gestiftet worden, und Tausende von Unglücklichen, deren Thränen dadurch getrocknet wurden, nennen mit Dankbarkeit den Namen des Mannes, der diese Anstalt zuerst ins Leben rief: — Franklin! —

Dabei war aber Franklin nicht blos mit Rath, sondern auch mit That bei der Hand. Er erzählt selbst einen an sich unbedeutenden Vorfall, der uns aber Franklin ganz in seiner liebenswürdigen Persönlichkeit zeigt. — Der berühmte Prediger Whitefield, der Stifter der Secte der Methodisten, einer sehr strengen reformirten Partei, kam nach Amerika und predigte, gewaltig wie ein Apostel, und seine Rede gewann ihm aller Herzen, obschon er, wie Franklin selbst erzählt, „die Zuhörer ausschalt, und versicherte, sie wären von Natur halb Thier, halb Teufel." Selbst Gedankenlose und Gleichgiltige wurden religiös durch die Gewalt seiner Reden, die er im Freien hielt, weil die unduldsame Geistlichkeit zu Philadelphia ihm ihre Kirchen verschloß, bis die begeisterte Menge ausdrücklich für Whitefield ein Bethaus baute. Dieser edle Mann hatte auf seiner Reise in die Provinz Georgia unsägliches Elend, namentlich eine Unzahl hilfloser, verlassener Waisenkinder gefunden. Er wollte für sie ein Waisenhaus gründen und kam auch zu Franklin. Dieser war ganz seiner Meinung; aber Whitefield wollte das Waisenhaus in Georgia selbst, Franklin, aus guten Gründen, zu Phila-

delphia gegründet wissen. — Da ihn die Gegengründe Whitefields nicht überzeugten, so beschloß Franklin nun auch Nichts beizusteuern. „Bald darauf," so erzählt Franklin, „hörte ich zufällig eine Predigt von ihm, wo ich gleich merkte, daß es am Ende auf eine Einsammlung für das Waisenhaus abgesehen wäre, und ich nahm mir im Stillen vor, ihm Nichts zu geben. Ich hatte eine Handvoll Kupfergeld, drei bis vier Silberthaler, und fünf Pistolen Gold in der Tasche; — als er in seiner Predigt fortfuhr, ward ich allmählig weicher und entschloß mich, das Kupfergeld ebenfalls hinzugeben. Bei einer andern Stelle seiner Predigt schämte ich mich und beschloß, auch das Silbergeld zu geben, — aber der Schluß der Predigt war vollends so wunderschön, daß ich meine Taschen ganz und gar ausleerte." —

Wir sehen daraus, daß Franklin, bei allen abweichenden religiösen Ansichten, doch ein für alles Gute offenes und empfängliches Herz besaß, daß seine Gesinnung und seine That christlicher waren, als sein Bekenntniß, und wir unterschreibens von Herzen, was Franklin selbst begeistert von Whitefield schrieb: „Der Glaube hat gewiß seinen Nutzen; aber ich wollte, er wäre ergiebiger an guten Werken, als ich ihn im Allgemeinen gesehen habe. Ich meine wahrhaft gute Werke der Freundlichkeit, Wohlthätigkeit, Barmherzigkeit und des Gemeingeistes. — Der große Meister, Christus — hielt viel weniger vom äußern Schein und lautem Bekenntniß, als manche seiner neuern Schüler, und stellte stets die Thäter des Wortes über die bloßen Hörer." — Nur das müssen wir tadeln, daß Franklin eben den christlichen Glauben und das Bekenntniß so tief stellt. Wer an Christum nicht als seinen Heiland glaubt, und ihn laut und öffentlich bekennt, wird schwerlich in allen Fällen dem großen Meister in christlichen Thaten nachfolgen! Daß Franklin es dennoch that, beweist nur, daß er ein beßrer Christ war nach dem Herzen, als nach den Worten!

Achtes Kapitel.

Franklin stiftet eine Landwehr, eine Akademie und wird Naturforscher.

Franklin ward jetzt immer mehr in den öffentlichen Wirkungskreis hineingezogen, je verwickelter die Verhältnisse des Landes wurden. Die sämmtlichen Provinzen Amerikas waren damals nämlich noch Englische Colonien, und da Frankreich gerade mit England Krieg führte, so wurden auch die Amerikaner mit in diesen Krieg verwickelt. Die Franzosen suchten nämlich den Engländern dadurch zu schaden, daß sie im Verein mit den Ureinwohnern Amerikas, den Indianern, auch in Pennsylvanien einfielen, und die schutzlosen Colonisten todtschlugen, beraubten, plünderten und ihre Wohnungen in Brand steckten. Das Mutterland, England, war weit und nicht eben sehr eilig, den Colonien zu helfen, und da die Amerikaner keine eignen Soldaten hatten und haben durften, so waren sie den mörderischen Einfällen der Feinde ganz preisgegeben. Vergebens hatte der Gouverneur in der Generalversammlung zu Pennsylvanien versucht, ein Landwehrgesetz durchzusetzen. Es fiel durch, weil die Versammlung in stetem Zwiste mit dem Gouverneur lebte. Dieser wurde nämlich von der Familie Penn, den Eigenthümern des Landes, angestellt. Da nun die Stände in immerwährendem Streit mit der Familie Penn lagen, weil dieselben ihre Grundstücke durchaus nicht besteuern lassen wollten, von allen andern aber als ursprüngliche Eigenthümer, einen kleinen Erbzins zogen, so verlangten die Stände zuerst hierin eine Aenderung, ehe sie ihre Einwilligung zu einer vorgeschlagenen Landesbewaffnung geben wollten. Nun gab aber die Familie Penn nicht nach, also thatens die Stände dem Gouverneur zum Possen, und verwarfen auch seinen Vorschlag. Damit hatten sie nun freilich nicht dem Gouverneur, sondern sich selbst am meisten geschadet, denn ihre Ländereien wurden ja eben verwüstet! Neben dieser Uneinigkeit lag aber noch ein anderer Grund der Vereitlung in der Zusammensetzung der Generalversammlung selbst. Diese Ver-

sammlung nämlich bestand meist aus Quäkern, welche unter andern auch den Grundsatz festhalten: daß Kriegführen eine Sünde sei, daß kein Christ Kriegsdienste thun und zu Kriegskosten beisteuern dürfe. Da hatten sie allerdings zwar ganz Recht — es giebt nichts Unchristlicheres, als den Krieg; — wenn aber feindliche Rotten in's Land einfallen, morden, rauben, sengen und brennen, so darf man sie wohl hinausjagen. Es hätten hier eben sowohl religiöse Bedenklichkeiten, wie politische Zänkereien bei Seite gelassen werden sollen; aber dem war nicht so, und die Landesversammlung ging auseinander, ohne sich über die Landesvertheidigung verständigt zu haben! —

Bei dieser öffentlichen Noth gab Franklin abermals den Ausschlag. Er zeigte in einer kleinen Schrift, die er druckte und im Lande verbreite, die Hilflosigkeit und Schutzlosigkeit des Landes, die Nothwendigkeit der Landesvertheidigung, und forderte sein Volk auf, sich selbst zu helfen, da ihm Niemand helfe. — Das wirkte. Die Schrift ward reißend gekauft und gelesen, und als Franklin einige Tage darauf seinen Plan zu einer Landesvertheidigungsanstalt durch Bewaffnung freiwilliger Bürger vor einer überaus zahlreichen Bürgerversammlung zu Philadelphia auseinandersetzte, so ward er mit Begeisterung aufgenommen und sogleich ausgeführt. — Die Bewaffneten wuchsen wie aus der Erde; — Freiwillige kauften sich Waffen, wählten sich Hauptleute, ließen sich einexerciren, und die Frauen suchten die Begeisterung zu mehren, indem sie seidne Fahnen stickten, und mit begeisternden Sinnbildern und Umschriften, (die abermals der unermüdliche Franklin angab,) versahen. — Wie im Jahre 1813 in Deutschland das Volk gegen die französischen Unterjocher aufstand, so im Jahre 1744 das Amerikanische Volk gegen die auch von Franzosen geführten Indianerhorden. — Sollten beide Beispiele nicht die Vermuthung bestätigen, daß man stehender Heere gar nicht bedürfe, um feindliche Horden vom heimathlichen Heerde fern zu halten? Sollte nicht durch eine tüchtige Landwehr, durch wohlvorbereitete Bewaffnung aller waffenfähigen Männer eines Volks, — dessen Jugend man durch Turnübungen für den Waffendienst vorbereitete, dessen junge Mannschaften man im ganzen Lande zum Felddienste einübte, ein stets schlagfertiges Heer

herzustellen sein, nicht um Kriege anzufangen, sondern um Feinde vom Vaterlande abzuhalten? — — Ob denn nicht endlich eine Zeit kommen wird, wo alle Staaten Europa's, ihren wahren Vortheil verstehend, nach gegenseitiger Uebereinkunft, die stehenden Heere abschaffen werden, — damit nicht länger ein bewaffneter Friedenszustand jährlich jedem Staate ein Dritttheil seiner Einnahmen verzehrt, damit nicht länger das Militairwesen die besten Kräfte der Staaten verschlinge, und einheimische Heeresmachten Jahr aus Jahr ein, statt möglicher oder gewisser Feinde, den Staatshaushalt belasten werden? Ob nicht einige Tausend Soldaten für den Polizeidienst und die Sicherheit der Behörden hinreichen sollten? Ob man nicht, statt Festungen zu bauen, das übrige Geld auf öffentliche Bauten und gemeinnützige Anstalten wenden könnte und sollte? — In Amerika giebts auch jetzt noch keine stehenden Heere, und noch Niemand hat's gewagt, das Amerikanische Volk anzugreifen! Nur Europa läßt seine besten Kräfte von ihnen aufzehren, nur in Europa trägt jeder Staat seufzend dieselbe Last, weil er, argwöhnisch vor den andern Staaten, nicht schwach erscheinen will, die doch unter derselben Last seufzen, bis einmal ein wirklich christlicher Staatenbund sich vereinigen wird zur Abschaffung der stehenden Heere und Einführung einer allgemeinen Landwehr- und Volksbewaffnung! —

Amerika zeigt uns, daß es möglich ist, ohne stehende Heere zu leben und zu regieren; daß man mit ungeübten Soldaten selbst sieggewohnte Heere aus dem Felde schlagen kann! Und überall, wo das Volk für eine hohe Idee, sei es für die bedrohte Freiheit, sei es für vaterländische Sitten und angestammte Fürsten die Waffen ergreift, da wird es auch bald sie zu führen und zu siegen wissen! Und andre Kriege sollen und werden nicht geführt werden! —

In Amerika war es freilich damals keine gemachte Begeisterung, die dem Volke die Waffen in die Hände gab. Das Volk wußte, namentlich durch Franklin aufgeklärt, daß es sich wehren mußte, — und auf den Ruf eines Einzigen — ganz wie im Jahre 1813 — standen Tausende auf, verließen ihr Gewerbe, Heimath, Frau, Kind und Braut, — um das Vaterland zu vertheidigen! Und Franklin, der Freund des Vaterlands, der mit dem scharfen Schwerte des Worts so

wacker für das Vaterland gefochten, — Franklin selbst ward einstimmig zum Befehlshaber des Landsturms gewählt! Mit Mühe konnte diesmal noch unser Buchdrucker, der sich mehr noch mit der Rede, als mit dem Schwerte auszurichten traute, diese Würde ablehnen — und empfahl hierzu einen andern wackern und einflußreichen Mann, welcher alsobald gewählt ward; — wen Franklin empfahl, der war sicher tüchtig! Nun war aber auch die Stadt selbst gegen die Feinde zu schützen. Befestigungen sollten aufgeführt und Kanonen darauf gestellt werden; aber woher Geld nehmen? Franklin wußte abermals Rath; eine Lotterie ward angestellt und von dem Gewinn der zahlreich verkauften Loose Wälle aus Baumstämmen gemacht und mit Erde angefüllt. Einige alte Kanonen wurden gekauft, die andern sollte der Statthalter von New-York hergeben. Das war freilich bei dem Mißtrauen der Englischen Behörden nicht so leicht zu erreichen. Aber man schickte muthige Abgesandte an ihn, natürlich war unser Franklin auch dabei. Erst ward die Bitte in Gnaden abgeschlagen; aber man ließ sich nicht abschrecken. Alle Vortheile gelten — dachten die Vaterlandsfreunde. Der im Grunde nicht böse Statthalter mußte einem Gastmahle beiwohnen; und durch den freigebig gespendeten Madeira wurde auch der gestrenge Herr gefälliger. Sechs Kanonen, sagte er endlich, wolle er hergeben. Nach einigen Bechern mehr, bewilligte er zehn, und am Ende gab er gar achtzehn Kanonen den Bürgern von Philadelphia. Triumphirend führten die unermüdlichen Vaterlandsfreunde die Kanonen nach Hause, stellten sie auf den Brustwehren auf und bewachten nun ihre Häuser und Familien selbst. Franklin aber diente unter den Uebrigen, wenn ihn die Reihe traf, als gemeiner Soldat, — er wollte kein Vorrecht haben, als den Ruhm, seinem Vaterlande mit seinem Wort und seinem Rath Dienste geleistet zu haben. Er ging mit einem guten Beispiel voran, und unterzog sich auch allen daraus erwachsenden Unannehmlichkeiten.

Nun hatte Franklin Alle für sich; das Volk wie die Behörden setzten das unbedingteste Vertrauen in ihn; — jenes, das Volk, weil er keine Verantwortung gescheut hatte, wie es handeln galt; — die Behörden aber, weil er nie mit Gewalt, sondern stets auf gesetzlichem Wege das erreicht hatte,

was dem Volke frommte und von den Besten aus dem Volke selbst bevorwortet und berathen worden war. Ja selbst die ziemlich unduldsame Geistlichkeit seines Vaterlands hatte er für die Sache der Vaterlandsvertheidigung klug zu gewinnen gewußt, — — für eine gute Sache, meinte er, könne man nicht Freunde genug erwerben. Er selbst schlug vor, einen allgemeinen Buß-, Bet- und Fasttag anzusetzen, um den Segen des Himmels für das Unternehmen anzuflehen. Wer denkt nicht hier wiederum an das denkwürdige Jahr 1813 — wo eine wahrhaft religiöse Aufregung selbst die Fürsten begeisterte, als sie den heiligen Bund schlossen und die Völker mit Gott in den Kampf gingen, als wär's ein heiliger Krieg? —

Es war der erste Fasttag, der im Lande gehalten wurde, und nun faßte auch die Geistlichkeit Zutrauen zu dem wohl immer noch im Rufe des Unglaubens stehenden Franklin. Bald war die Sorge der Vaterlandsvertheidigung eine Sorge des ganzen Volkes, — die Quäker ausgenommen. Und allerdings machte man von dieser Seite dem Franklin Angst, daß ihm dieses sein Eifern für den von den Quäkern verdammten Krieg leicht seine Stelle als Secretair bei der Generalversammlung kosten könne. Ein ängstlicher Freund rieth ihm sogar, die Stelle lieber freiwillig niederzulegen, da er doch unstreitig abgesetzt werden würde. Franklin blieb sich gleich. „Es sei sein Grundsatz," sagte er, „nie um ein öffentliches Amt anzuhalten," er warte, bis man ihn brauche, „nie eins abzulehnen," wenn man ihn brauche, „aber auch keines aufzugeben," so lange er noch Etwas nützen könne. — Franklin blieb, und das Glück hilft dem Muthigen! Niemand dachte daran, den so unentbehrlichen Mann abzusetzen. Selbst das verzieh man ihm, daß er die Landwehrsache durchgesetzt, die der ihnen verhaßte Statthalter vorgeschlagen; denn im Grunde war selbst die Generalversammlung froh, daß etwas für die Landesvertheidigung geschehen war, wenns nur nicht so herauskam, als wenn sie dem Statthalter irgend ein Zugeständniß gemacht hätte, bevor er ihre Forderung an die Familie Penn befriedigt hatte. Selbst die Quäker waren froh, daß man sie um ihre Beistimmung zum Kriege nicht fragte, der doch einmal nothwendig war, und sie mit ihren unhaltbaren Grundsätzen nicht in's Gedränge

brachte. Ja zuletzt blieben sie lieber aus den Versammlungen weg, und gaben lieber Macht und Recht im Staate auf, als daß sie gegen ihre Grundsätze gehandelt hätten. Das war zwar ehrenwerth, beweist aber nicht die Richtigkeit der Grundsätze, die einmal nicht durchzuführen sind, so lange es noch Krieg giebt, obschon herzlich zu wünschen ist, daß der Krieg aufhörte! — Aber die guten Quäker waren bei allen Grundsätzen doch sehr schwach, und wenn England von ihnen Geld zu Kriegsbedürfnissen verlangte, so sagten sie zwar: „Nein, zum Kriege geben wir kein Geld," bewilligten aber doch das geforderte Geld unter der Formel, „zu des Königs Gebrauch." — Obschon sie recht gut wußten, daß das Geld eben zum Kriege verwendet wurde, so fragten sie nicht danach. — Noch gröber war die Selbsttaüschung, als sie einmal für Pulveranкauf Geld bewilligen sollten; das Geld ward bewilligt, damit dafür Brod, Mehl, Waizen und andres Korn angeschafft werden könne; — — der Statthalter verstand aber unter dem andern Korn eben gekörntes Schießpulver, und die Quäker sagten gern nichts und waren nur froh, ihrem Grundsatze wenigstens den Worten nach treu geblieben zu sein! Mit Klugheit war also auch mit diesen Männern auszukommen, und Franklin wußte eben, ohne seinen Grundsätzen etwas zu vergeben, Allen Alles zu sein, und eines jeden schwache Seite zu benutzen, — aber nicht für sich, sondern für das gemeine Beste!

Glücklicherweise ward für dießmal bald Friede, so daß Franklin wieder zu seinen ruhigen wissenschaftlichen Beschäftigungen zurückkehren konnte. Aber wie er dort die körperlichen Kräfte seines Volks aufgerufen hatte, um sich gegen eindringende Feinde zu vertheidigen, so wendete er nunmehr seine ganze Aufmerksamkeit auf die geistige Erziehung des Volks und der Jugend. Er gründete nämlich eine Akademie, eine höhere Erziehungsanstalt. Franklin war zwar selbst ohne Schulen und ohne Erziehung groß geworden, aber er sah gar wohl ein, daß das nicht Jedem gegeben sei, sein eigner Lehrer und Erzieher zu sein, und daß dabei Unzählige verkümmern würden. Zwar hatte sein Volk, selbst unter dem Drucke Englands in Künsten und Gewerben bedeutende Fortschritte gemacht; aber es fehlte an Leuten, die den höhern Bedürfnissen hätten abhelfen können. Es fehlte an tüchtigen

Männern, die als Geistliche und Schullehrer, als Rechtsbeistände und Aerzte das Volk über seine Rechte und Pflichten und wahren Bedürfnisse, — geistige und leibliche — aufklären, des Volks Charakter bilden, Religion, Sittlichkeit, Gesundheit der Seele und des Körpers fördern, die Gesetze handhaben und das Volk mit den Gesetzen und den Staatseinrichtungen hätten bekannt machen können. Es fehlte an Schulen und Volkserziehungsanstalten, um diese Männer zu bilden. Franklin sah ein, daß sein Volk dieselben nicht länger entbehren könne, wenn es ein großes und glückliches Volk werden wollte, und er suchte von dieser Nothwendigkeit erst seinen Club, und sodann in einer kleinen Schrift seine Landsleute zu überzeugen. Diese Schrift, welche die Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer solchen höheren Bildungsanstalt für's ganze Land mit beredter, überzeugender Sprache schilderte, und die Grundsätze, nach welcher die Jugend erzogen werden sollte, selbst für's Volk faßlich auseinander setzte, vertheilte er unentgeltlich unter die angesehensten Einwohner, und dann erst schickte er eine Liste herum, um die wohlhabenden Bürger zu Beiträgen für die Akademie aufzufordern. Er hatte vorgeschlagen, nicht auf einmal, sondern damit es Keinem zu schwer würde, in den nächsten 5 Jahren die Beiträge einzuzahlen; — das zog, und Franklin hatte die Freude, daß sogleich 5000 Pfund, (gegen 30,000 Thlr.) für die Akademie unterzeichnet wurden.

Wer hätte damals gedacht, als Franklin ohne Geld, die Brode in den Armen, durch Philadelphia zog, daß kaum 25 Jahre nachher demselben Franklin zu einem großartigen Unternehmen die Taschen aller Einwohner würden offen stehen? Aber abermals hatte Franklin das Gelingen nicht allein der Großartigkeit der Idee selbst, sondern auch mit seiner Klugheit zuzuschreiben; er gab nämlich auch dieß Unternehmen nicht für sein Werk, sondern für den Plan „einiger gemeinsinniger Männer" aus, und indem er niemals sich allein als Urheber an die Spitze irgend eines gemeinnützigen Unternehmens stellte, so gelangen sie desto leichter. —

Franklin und noch ein Anderer wurden nun von den Unterzeichneten beauftragt, Vorschläge über die beste Einrichtung dieser Akademie zu machen; diese wurden geprüft und angenommen, und ohne Zaudern ein Haus gemiethet, Lehrer gewählt, und noch in demselben Jahre die hohe Schule eröffnet.

Es war die erste höhere Schule in Amerika, — freilich noch lange keine Deutsche Universität, — nicht einmal ein Deutsches Gymnasium; und vielleicht war's gut, daß es keins war, denn sie war wenigstens nicht auf ausschließliche Erlernung der Lateinischen und Griechischen Sprache, gegründet, und stellte den Unterricht in der Muttersprache oben an. — So viel ist wenigstens gewiß, daß die Anstalt so großen Beifall fand und der Zudrang von Schülern so groß war, daß man sich nach einem größeren Hause umsehen mußte. Glücklicherweise stand jenes Bethaus leer, das die begeisterten Verehrer Whitefields früher aus Beiträgen aller Kirchenparteien gebaut hatten. Da zeither aus jeder Kirchenpartei ein Aufseher über das Haus bestellt worden war, so wollte es das Glück, daß, als man nach Absterben eines solchen Aufsehers eines neuen bedurfte, Franklin gewählt wurde, gerade weil er „lediglich ein ehrlicher Mann sei und keiner Gemeinde angehöre." — So hatte die Unkirchlichkeit Franklins wenigstens den einen Nutzen, daß Franklin als gewählter Verweser jenes Bethauses Verhandlungen über Abtretung desselben an die Akademie anstellen konnte. — Sie gelangen; — die Akademie übernahm die auf dem Bethause noch liegenden Schulden und Abgaben, machte sich verbindlich, einen großen Betsaal für fremde Prediger jeder Confession stets bereit zu halten, und auch darin eine Freischule zu unterhalten. — So war schnell ein Haus gewonnen; nun ward noch Grund und Boden dazu gekauft und zur Akademie eingerichtet. Da mußte denn Franklin abermals mit Rath und That beistehen und die ganze Einrichtung übernehmen. Er mußte die Arbeiten an die verschiedenen Handwerker verdingen, das Bauzeug ankaufen, die Aufsicht über die Arbeit führen, und er übernahm diese Mühe und Arbeit als ein Ehrenwerk, und ohne alle Vergütung gern und willig, — froh, seinem Vaterlande und Wohnorte mit seinen Kenntnissen dienen zu können. — Aber, was wurde unterdessen mit seiner Druckerei? — Mußte da nicht Alles zurückgehen? — O nein! der vorsichtige Franklin hatte sich einen tüchtigen Arbeiter herangezogen, einen Mann, auf dessen Character er sich verlassen konnte, weil er mehre Jahre lang bei ihm gearbeitet hatte. Diesen Mann machte er zu seinem Compagnon, (Theilnehmer am Geschäft) — er übernahm

die Besorgung der Druckerei und theilte mit Franklin den Gewinn. Beide Männer waren einander werth, und diese Verbindung dauerte zu beiderseitigem Vortheil achtzehn Jahre.

Der Anfang war gemacht. Die Akademie konnte zwar jetzt noch lange nicht leisten, was man unter andern Verhältnissen hätte verlangen können, — es war eine bloße Bürgerschule, — aber Franklin verwendete sich für dieselbe mit der lebhaftesten Vorliebe, und es trug nicht wenig zu dem Gedeihen der Anstalt bei, daß Franklin, trotz seines bewegten Geschäftslebens, den monatlichen Schulvisitationen und Prüfungen der Classen regelmäßig beiwohnte, und so auch Andre zur Theilnahme an den Schulangelegenheiten ermunterte. Bald hob sich die Schule — ihr Vermögen wurde durch Beiträge von England vermehrt, die Handelsgenossenschaft zu Philadelphia gab ihr bedeutende Ländereien als Lehen, und die Staatsversammlung bewilligte später bedeutende Beiträge. — Und so ward das Kleine groß — und aus der Schule in Whitefields Bethaus entstand die gegenwärtige Universität zu Philadelphia, zu deren Vorsteher Franklin bis zu seinem Tode gehörte, dessen Andenken Tausende gesegnet haben werden, die durch ihn Mittel zu höherer geistiger Bildung fanden. Denn wer für die Bildung der Volkslehrer und Volksregierer sorgt, der lebt ewig fort, und noch späte Nachkommen segnen den Volksfreund, der aus warmem Herzen das Licht der Aufklärung und der Gesittung und das Recht, durch gemeinnützige Anstalten und Bücher seinem Volke, seinem Vaterlande brachte! —

Je weniger nun Franklin, der bereits ein hinreichendes Vermögen sich erworben hatte, durch seine gewerblichen Geschäfte, die er ganz abgegeben hatte, abgehalten war, desto mehr nahm ihn seine zweite Vaterstadt in Anspruch. Der Statthalter machte ihn zum Friedensrichter, die Stadtgemeinde zog ihn zur Gemeindeberathung und machte ihn später zu ihrem Vorstande, und die Bürger endlich wählten ihn 1747 zu ihrem Abgeordneten in die Generalversammlung. Mit Recht glaubten sie, einen bessern Vertreter nicht finden zu können, und wir sehen nun den merkwürdigen Mann, der so Vieles durch sich selbst geworden war, auch als Landtagsabgeordneten in der Mitte der Vertreter seines Volks, zu

großen Dingen berufen! Denn große Ereigniſſe waren vor der Thür. —

Freilich war's Franklin angenehm, in der Verſammlung ſelbſt mit zu reden, denn als Secretair hatte ihm das Zuhören oft peinliche Langeweile gemacht. — Nun konnte er doch ſelbſt mitreden, mithandeln für ſeines Volkes Wohl, und er hatte dabei noch die Freude, daß man ſeinen Sohn an ſeiner Stelle zum Secretair ernannte. Freimüthig geſteht er dabei, „daß er nicht ſagen wolle, daß ſeinem Ehrgeize mit dieſen Beförderungen allen nicht geſchmeichelt worden wäre. Das war allerdings der Fall," ſagt er ſelbſt. „Denn wenn ich meinen geringfügigen Anfang betrachtete, ſo waren ſie etwas Großes, und mir um ſo angenehmer, als freiwillige und von mir durchaus nicht geſuchte Beweiſe der öffentlichen guten Meinung." — —

Trotz aller dieſer Geſchäfte blieb unſerm Franklin doch manche Stunde übrig, und der unermüdliche, über Alles nachdenkende, Alles erforſchende Mann ward — — Naturforſcher, und entdeckte dabei Dinge, die die gelehrteſten Leute vor ihm nicht gefunden hatten. Er hatte ſich nämlich von einem Engländer, der in Philadelphia Vorleſungen über Elektricität gehalten hatte, eine große Elektriſirmaſchine gekauft, um ſelbſt damit Verſuche zu machen, die er auch der Engliſchen Naturforſcher-Geſellſchaft in Briefen mittheilte. Anfangs wollte man in London von dem unbekannten Amerikaniſchen Naturforſcher Franklin nicht viel wiſſen, ja man beachtete ſeine Briefe kaum. Erſt ſpäter ward ganz Europa auf denſelben aufmerſam, als er eine für die ganze Welt ſo hochwichtige Entdeckung über allen Zweifel erhoben hatte! — Es war nämlich damals ſchon allgemein bekannt, daß gewiſſe Körper, wie z. B. das Fell der Katze, ſo auch Glas, Siegellack und Pechſcheiben bei Reibung und Erwärmung Funken von ſich geben und gewiſſe Gegenſtände abſtoßen oder anziehen. Da man dieſe Kraft zuerſt am Bernſtein, der auf griechiſch Electrum heißt, entdeckt wurde, ſo hatte man ſie Electricität genannt; — Niemandem aber war noch eingefallen, daß das Weſen des Blitzes bei Gewittern ganz einerlei ſei mit der elektriſchen Materie. — Franklin ahnte dieſe Gleichartigkeit, und er kam dadurch auf den kühnen Gedanken, ob man nicht auf dieſelbe Weiſe, wie man bei Elektriſirmaſchinen mit ſpitzen

Metalldräthen die electrischen Funken auffängt, so auch die Blitze aus den Wolken durch in der Höhe angebrachte spitze Metallstäbe auffangen, in die Erde leiten, und so Haüser, Schiffe ꝛc. vor dem Einschlage des Blitzes bewahren könne. Er brannte vor Begierde, Versuche darüber zu machen, aber erst im Sommer 1752 ward er in den Stand gesetzt, seine großartige, unvergleichliche Entdeckung durch Versuche zu erproben. Seine Absicht war eigentlich, von einem hohen Thurm aus eine Eisenstange in die Höhe gehen zu lassen, die er dann am andern Ende in einen Pechkuchen stecken wollte, damit die Eletricität nicht ausströmen könne. Diese Stange, so meinte er, würde dann die Elektricität aus darüber hinziehenden Gewitterwolken an sich ziehen, und er wollte dann sehen, ob die Eisenstangen etwa electrische Funken von sich geben würden. Leider gabs keinen passenden Thurm in Philadelphia; Franklin kam also auf den Gedanken, einen Papierdrachen, wie ihn die Kinder steigen lassen, dazu zu benutzen, um die Elektricität aus einer Gewitterwolke herunter zu ziehen. Gedacht, gethan; ein Papierdrache ward verfertigt, an dem obern Stabe eine eiserne Spitze angebracht und an einer hanfnen Schnur verbunden, von welcher er in die Höhe steigen sollte. Am unteren Ende war ein Schlüssel angeknüpft, und an diesen Schlüssel wieder eine seidne Schnur, die Franklin in den Händen halten wollte. (Seide nämlich ist einer von den Körpern, durch welche die Electricität nicht hindurch strömt). Wenn also, so dachte Franklin, wirklich Elektricität aus einer Gewitterwolke durch die hanfne Schnur herabgeströmt wäre, so würde sie in dem angeknüpften Schlüssel sich angesammelt haben, und es ließe sich dann leicht versuchen, ob electrische Funken aus dem Schlüssel in dem daran gehaltenen Finger aussprühen würden. Mit diesem Apparate ging Franklin, von seinem Sohne begleitet, bei einem herannahenden Gewitter auf eine Wiese bei Philadelphia. Niemand wußte etwas von seinem Versuche, denn er wollte sich beim Mißlingen nicht dem Spott aussetzen.

Jetzt stieg der Drache in die Höhe. Eine Gewitterwolke ging über ihm hin, aber vergebens hielt der wißbegierige Naturforscher seinen Finger an den Schlüssel; kein Funke kam heraus. Schon verzweifelte er an dem Gelingen, als es heftig zu regnen anfing, dadurch wurde die hanfene Schnur

natürlich naß und nun erst — o Wunder — strömte die electrische Materie an dieser nassen Schnur herab, — und als Franklin, schon fast hoffnungslos, es doch noch einmal versuchen wollte, fühlte er einen starken elektrischen Funken aus dem Schlüssel herausspringen. Jetzt war kein Zweifel, der Versuch war gelungen. Mit welchem unendlichen Vergnügen mag doch der unermüdliche Mann in diesem Augenblicke erfüllt gewesen sein? Wie mag er mit hochklopfendem Herzen die segensreichen Erfolge dieser hochwichtigen Erfindung überdacht haben? Welch eine Wonne mag für sein ehrgeiziges Herz der Gedanke gewesen sein, daß man ihn, den einfachen, ungelehrten Buchdrucker, noch in später Nachwelt als den Erfinder eines so wohlthätigen und so leicht ausführenden Schutzmittels gegen die Verheerungen des Blitzes nennen, ehren und segnen werde? — Wer möchte dem Unermüdlichen diese Freude, diese Ehre nicht gönnen? Wer sich nicht mit ihm freuen, als später die Englische königliche Gesellschaft der Naturforscher ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte, und ihm eine goldne Denkmünze übersandte, die ihm bei einem, ihm von der Stadt Philadelphia gegebenen festlichen Gastmahle feierlichst überreicht wurde? — — Aber wir, die wir jetzt durch Blitzableiter auf unsern Kirchen, öffentlichen Gebaüden, Magazinen, Pulverthürmen ꝛc. sicher wohnen, wir sollten, wenn der Donner über unsern Haüptern kracht, und der Blitz an den eisernen Blitzableitern unschädlich herab in die Erde fährt, Gott dankend, zugleich des Mannes nicht vergessen, der einst durch seinen unermüdlichen Forschungstrieb das durchführte, was man allein in Gottes Macht glaubte, den Blitz durch Blitzableiter aus den Wolken herabzuziehen, und die furchtbar zerschmetternde Naturgewalt unschädlich in die Erde herabzuleiten! — Dieß Verdienst wird Franklin bleiben, obschon Neid und Vorurtheil Alles that, um es zu verkleinern. Franklin ließ sich nie in Streit über die Richtigkeit seiner Ansichten und Erfindungen ein. „Sind sie richtig," sagt er, „so wird Wahrheit und Erfahrung sie stützen; sind sie falsch, so müssen sie widerlegt und verworfen werden. Ich meines Theils kümmere mich um die Aufnahme meiner Erfindungen nicht, da ich nie den mindesten Vortheil weder gehabt noch gesucht habe." — Und die Erfahrung hat's gelehrt! — —

Die Europäischen Naturforscher wollten sich zwar erst nicht zufrieden geben, daß ein unbekannter Mann den kühnen Gedanken gehabt — die große Entdeckung gemacht habe; man behauptete hie und da, gleichzeitig dasselbe entdeckt zu haben, bis auch hier die Wahrheit an den Tag kam, und Franklin die Ehre der Entdeckung sicherte. Vor allen aber suchte man die Erfindung des Blitzableiters als etwas Gottloses, als einen Eingriff in die Regierung Gottes darzustellen. — Nun, wenn der liebe Gott ein Haus vom Blitze treffen lassen **will**, so werden ihn alle Blitzableiter nicht daran hindern können; daß wir aber unsre Kräfte zur Abwehrung der Naturübel gebrauchen sollen, das ist Gottes Wille. Wenn die Blitzableiter Sünde wären, so würde es auch Sünde sein, im Winter am Feuer sich zu wärmen oder einen Regenschirm zu tragen, weil ja beides, Kälte und Regen, von Gott kommen und das auch Eingriffe in Gottes Regierung wären.

Bei allen diesen vielfachen Versuchen und Erfindungen über das Wesen der Elektricität, von der wir nur das Hauptsächlichste und allgemein Verständliche angeführt haben (— auch eine neue Art Stubenöfen — die sogenannten Windöfen — mit Apparaten zur Verbesserung der verdorbenen Stubenluft erfand er — wollte aber durchaus kein Patent darauf nehmen), ward aber unser Franklin weder ein Stubengelehrter, noch theilnahmlos für die öffentlichen Angelegenheiten. So ward durch sein Bemühen ein Vertrag mit den wilden Indianern geschlossen; Franklin wußte ja mit wilden, wie mit gesitteten Leuten umzugehen, und sie für das Rechte und Gute zu gewinnen! Ja es war merkwürdig, wie man in der großen Stadt Nichts ohne Franklins Rath und Beistand that, und wie Niemand Vertrauen hatte zu einem Unternehmen, an welchem Franklin nicht Theil nahm. Das erfuhr ein geschickter und würdiger Arzt, Dr. Bond, welcher den Gedanken, durch freiwillige Beiträge ein Hospital für arme Kranke zu Philadelphia zu stiften, gefaßt hatte. Vergebens ließ der Mann sich angelegen sein, Unterschriften dazu zu bekommen; die Sache war in Amerika noch neu, und Wenige verstanden sich dazu. Endlich kam er zu Franklin. „Ich sehe es," sagte er zu Franklin, „es ist unmöglich, einen gemeinnützigen Plan durchzuführen, ohne Sie hineinzuziehen. Ueberall, wo ich um Unterschriften für mein Hos-

pital gebeten habe, ward ich immer gefragt: „„Haben Sie Franklin über die Sache zu Rathe gezogen? Was meint er dazu?““ Und wenn ich dann Nein sagte, in der Voraussetzung, daß Sie Sich wohl nicht damit befassen möchten, so unterschrieb man nicht und antwortete: „„ich will mir's überlegen.““ — Unserm Franklin schmeichelte das nicht wenig, und da ein Krankenhaus für Philadelphia wirklich ein Bedürfniß, auch des guten Doctors Plan ganz vortrefflich war, so verwendete sich Franklin von Herzen für Unterschriften und suchte namentlich durch seine Zeitung das Publikum für die Errichtung eines Hospitals günstig zu stimmen, — und siehe da, man unterzeichnete nun weit freier und großmüthiger — Franklin hatte ja das Unternehmen gebilligt, empfohlen, dafür gebeten! Dennoch sah Franklin ein, daß ohne Beistand der Stadtversammlung die Kosten nicht aufzubringen sein würden. Er machte also derselben den Vorschlag, daß, im Fall nur erst 2000 Pfund durch freiwillige Beiträge eingekommen sein würden, die Stadtversammlung ebenfalls andre 2000 Pfund für das Hospital hergeben sollte. Darauf ging man ein; eigentlich, weil man dachte, daß durch freiwillige Beiträge nimmer eine so große Summe einkommen würde, und man den zudringlichen Franklin dadurch los werden und noch überdieß sich recht wohlfeil in den Geruch barmherziger Bruderliebe setzen könne. Aber die Herren hatten sich getaüscht; — die Liebe der Bürger Philadelphias war größer, als die ziemlich engherzigen Herren der Stadtversammlung gedacht hatten. Bald waren weit mehr als 2000 Pfund unterschrieben, und die Stadtversammlung mußte nun, wohl oder übel, Wort halten. — „Bald," so erzählt Franklin, „ward ein schickliches, hübsches Gebaüde errichtet, die Anstalt ist fortwährend durch Erfahrung nützlich befunden worden, und blüht noch heutiges Tages, und ich erinnere mich keiner meiner öffentlichen Unternehmungen, die mir zugleich mehr Freude gemacht, oder worin, wenn ich daran dachte, ich mir meine List verziehen hätte." —

So kam es denn nun, daß Alle, die irgend Etwas unternehmen wollten, zuerst zu Franklin kamen, und doch kann man nicht sagen, daß er bei alle der großen Gewalt, die er über die Herzen und Geldbeutel seiner Mitbürger besaß, diesen Einfluß jemals gemißbraucht hätte. Ja, als er einst-

mals auch für Erbauung eines neuen Versammlungshauses für Whitefields Anhänger behilflich sein sollte, Franklin aber seinen Mitbürgern nicht durch allzu häufige Beitragszumuthungen lästig werden wollte, so schlug er es rund ab. Nun bat der Unternehmer, Franklin solle ihm wenigstens ein Verzeichniß aller großmüthigen, uneigennützigen Männer geben, die er kenne. Zartfühlend lehnte Franklin auch das ab, weil er das für undankbar hielt, die Männer, die früher seine Gesuche bewilligt hatten, hervorzuheben und hinzustellen, damit andre Bettler sie zerfleischen könnten. — Da erbat sich der Unternehmer wenigstens Franklins Rath; und der ward nicht abgeschlagen. Er ist belehrend für Alle, welche gemeinnützige Unternehmungen zusammenbringen wollen. — „Wenden Sie sich," sagte Franklin, „zuvörderst an Alle, von denen Sie Etwas erhalten zu können hoffen; dann an die, bei welchen es ungewiß ist, ob sie Etwas geben, oder nicht; diesen letztern legen Sie das Verzeichniß derer, die gegeben haben, vor; und endlich übergehen Sie diejenigen nicht, von welchen Sie Nichts zu erhalten glauben; denn in Manchen können Sie Sich doch wohl irren." — Der Mann lachte, dankte Franklin und befolgte seinen Rath, und bald hatte er die nöthige Summe beisammen! —

Jetzt wandte sich unsers Franklins Aufmerksamkeit auf die ungepflasterten Straßen seiner Vaterstadt, die bei nassem Wetter durch die Räder schwerer Fuhrwerke eine Kothlache, bei trocknem Wetter ein wahres Staubmagazin waren. Franklin sah täglich die Leute durch den Koth waden; aber man wadete — (ganz wie bei uns in Dörfern und Flecken!) und ließ es beim Klagen bewenden, bis endlich wenigstens ein Stück des Marktes mit Backsteinen gepflastert wurde. Das war nur eine halbe Maßregel, denn ehe die Leute auf das Stückchen Pflaster hinkamen, lief ihnen der Koth über die Schuhe. Franklin sprach und schrieb darüber, und brachte es endlich, bald durch Spott, bald durch Ernst, dahin, daß man einen Fußweg neben den Häusern pflasterte, und so wenigstens trocken auf den Markt gelangen konnte. Aber das dauerte nicht lange; — die Wagen und Fußgänger schleppten bald den Koth auf das Pflaster, und es war so schlimmer als zuvor. Dem mußte abgeholfen werden, und Franklin half abermals durch die That, indem er sogleich, vor der Hand

auf seine eignen Kosten, einige Arbeiter anstellte, die den Koth vom Pflaster herunterschaffen sollten. Das gefiel den Leuten ungemein, die Haüser blieben reinlich, die Verkaufsläden wurden haüfiger besucht, und die Waaren bei windigem Wetter nicht bestaübt; — wenn es nur kein Geld gekostet hätte! Aber als Franklin, der die Leute durch die That überzeugt, und auch noch in jedes Haus eine gedruckte Aufforderung geschickt hatte, um den Nutzen dieser Einrichtung auseinanderzusetzen, — nach einigen Tagen nachfragen ließ, wer denn den bestimmten monatlichen Beitrag für Reinigung des Pflasters zu zahlen willig wäre, so unterzeichneten Alle einmüthig. Jetzt, nachdem sich die ganze Stadt abermals durch Franklins That, und durch Franklins gedrucktes Wort, — durch die Presse — von dem Nutzen des Pflasters überzeugt hatte, ging auch Franklins Vorschlag, alle Straßen der Stadt zu pflastern, in der Stadtversammlung durch und ward zum Gesetz erhoben. Zuletzt ward auch in Philadelphia Straßenbeleuchtung eingeführt, abermals nachdem die Bürger das Wohlthätige dieser Einrichtung dadurch kennen gelernt hatten, daß Ein Bürger eine längere Zeit auf seine Kosten eine Laterne vor seinem Hause brannte. — Wohl vorgehen macht wohl nachgehen! — und wir sehen, wie Ein Mann, dadurch, daß er erst, sei es auch auf seine Kosten, einen Versuch macht, den Schmutz vor seiner Wohnung wegschafft, seinen Weg bessert, sein Haus erleuchtet, eine ganze Gemeinde, eine ganze Stadt weit leichter und schneller zu einem gemeinnützigen Unternehmen willig machen kann, als wenn er blos redet, Vorschäge macht, ohne zugleich zu zeigen, wie sie practisch (im wirklichen Leben) ausführbar sind. Die Menge wird einmal leichter durch die Augen, als durch den Kopf überzeugt! Was das Auge sieht, das glaubt das Herz! Auf gleiche Weise versuchte unser Franklin im Sommer die Straßen von Staub zu reinigen, indem er Leute anstellte, die den Staub mit Besen zusammenkehren mußten, und so zeigte, wie und daß es möglich sei. —

„Mancher," sagt Franklin bei dieser Gelegenheit, „Mancher wird vielleicht dergleichen Kleinigkeiten nicht erinnerns- oder erzählungswerth finden; erwägt man aber, daß, obgleich es nicht viel auf sich hat, wenn einmal an einem stürmischen Tage ein wenig Staub in die Augen einer Person,

oder in einen Kaufladen geweht wird, doch die vielen und häufig vorkommenden Beispiele in einer volkreichen Stadt es wichtig und bedeutend machen, so wird man vielleicht die, welche scheinbar so gemeinen Dingen einige Aufmerksamkeit schenken, nicht so streng tadeln. Menschenglück und Wohlstand geht nicht sowohl aus großen, auffallenden Glücksstreichen, als aus alltäglichen kleinen Vortheilen hervor. Lehrt man z. B. einen armen, jungen Mann sich selbst den Bart abnehmen, und seine Barbiermesser in Ordnung halten, so trägt man zu seinem Lebensglücke mehr bei, als wenn man ihm tausend Guineen schenkt. Dies ist nämlich gar bald ausgegeben, und dann bleibt ihm nur die Reue, es so thöricht verschwendet zu haben, im zweiten Falle erspart er sich dagegen den gar häufigen Verdruß, auf den Bartscheerer zu warten, seine zuweilen schmutzigen Finger, seinen übeln Athem, oder seine schlechten Messer sich gefallen lassen zu müssen. Er putzt sich den Bart selbst, wenn es ihm eben beliebt, und hat allemal die Freude, es mit einem guten Messer zu thun. In diesem Sinne habe ich über solche Kleinigkeiten geschrieben und gesorgt, und hoffe, sie sollen irgend einmal der Stadt, die ich liebe, weil ich viele Jahre sehr glücklich dort gelebt habe, oder vielleicht einigen unsrer Amerikanischen Städte nützlich werden." — Sollten sie nicht auch uns nützlich werden können?

Jetzt endlich belohnte auch die Regierung seine gemeinnützige Thätigkeit. Franklin ward zum stellvertretenden Oberpostmeister für die Britischen Kolonien ernannt, — ein ehrenvoller und einträglicher Posten! Mehrere Universitäten aber ernannten den großen Naturforscher zum Magister der freien Künste, — der Mann, der nie auf einer Universität gewesen war, ward mit akademischen Würden ausgezeichnet! Franklin hatte nicht studirt, — verstand nur wenig Latein und kein Griechisch, hatte also keine sogenannte klassische Bildung erhalten, die wir in Europa für jeden höher Gebildeten für unentbehrlich halten! — Ob aber das nicht dennoch ein Vorurtheil sein sollte? Ob es nicht möglich, — nicht wenigstens des Versuches werth — sein sollte, auch in Europa Geist und Charakter auch an der Muttersprache, an einheimischen Schriftstellern, zu bilden? — Darf man denn vergessen, daß die alten Römer und Griechen eben nur durch tüchtige Handhabung ihrer Muttersprache das geworden sind, was

sie sind? Leider versaümt man noch immer, neben den alten Sprachen, deren Werth wir nicht bestreiten wollen, auch in Naturwissenschaften, Mathematik, vaterländischer Geschichte und Literatur jungen Leuten eine höhere Bildung zu geben, und überhaupt an Gegenständen den Geist auszubilden, welche für das Leben in Staat und Kirche einen unmittelbarern Nutzen haben, als die todten, alten Sprachen! — „Die Menschheit hat aber," wie Franklin selbst über diesen Gegenstand sagt, „ein unbegreifliches Vorurtheil für **alte** Sitten und Gewohnheiten, welches sie geneigt macht, immer noch bei diesen zu beharren, wenn auch die Umstände, worauf früher der Nutzen (auch der alten Sprachen) beruhte, längst nicht mehr vorhanden sind. Und dieses Vorurtheil wirkt so mächtig, daß man oft ganz unnütze Kosten und Beschwerden nicht scheut, um die verkehrten Gebraüche mitzumachen, blos weil sie nun einmal so hergebracht sind. — Ich meine, daß die auf das Studium der alten Sprachen verwandte Zeit für die Erziehung weit besser angewandt werden könnte." —

Franklin, der ohne dieselbe mehr ward als mancher Hochstudirte, zeigt (neben den klassischen Schriftstellern Roms und Griechenlands selbst) wenigstens die Möglichkeit, wirkliche Bildung ohne klassische Bildung, — d. h. ohne Lateinisch und Griechisch — namentlich durch Beschäftigung mit der Muttersprache — zu erwerben.

Neuntes Kapitel.

Franklin vertheidigt als Staatsmann, wie als Krieger, Vaterland und Volk.

Schon im Jahre 1747 hätte der Streit der Generalversammlung der Stände von Pennsylvanien mit den Statthalter und den Grundeigenthümern, der Familie Penn, die Landesbewaffnung fast hintertrieben, wenn nicht Franklin sich ins Mittel geschlagen und auf seinen Aufruf das Volk sich selbst bewaffnet hätte. Auch jetzt noch dauerte dieser Streit fort. Jedesmal, wenn eine Auflage zu machen war,

um die Ausgaben für Vertheidigung des Landes zu decken, befahlen die Grundeigenthümer ihren Abgeordneten für ihren Grundbesitz Erlaß aller Auflagen zu fordern, und wenn die andern Stände den Erlaß nicht gewähren wollten, gegen jede Auflage zu stimmen. Somit wurden die heilsamsten Maßregeln hintertrieben, weil die Familie Penn nur an ihren Vortheil, nicht aber an das Volk dachte, und ihre eigennützigen und ungerechten Maßregeln nur zu gut durchzusetzen wußte. So kümmerte sich denn Niemand darum, ob die Grenzbezirke bei abermals herannahendem Kriege mit Frankreich im Vertheidigungszustand seien oder nicht; — die Grundstücke der Penns waren ja sicher, die Englische Regierung überließ aber die Colonien ihrem Schicksal, sobald es galt, für dieselben Ausgaben zu machen und Vertheidigungsmaaßregeln anzuordnen. England betrachtete ja einmal die Colonieen nur als eine Geldquelle, durch welche sich ihre Kaufleute bereicherten! Da mußten denn wohl die Amerikanischen Provinzen an ihre eigene Vertheidigung denken, und es wurden deßhalb von den tüchtigsten Männern der verschiedenen Landestheile Pläne aufgesetzt, wie die einzelnen Colonien am besten zu vereinigen seien. Gemeinsam wollte man sich berathen, wie sowohl die Kosten für Festungsbauten, Truppenausrüstungen ꝛc. am besten zu bestreiten seien, als überhaupt für das gemeinsame Wohl der Colonien gemeinsam gewirkt werden könnte!

Auch Franklin hatte im Auftrage seines Staates Pennsylvanien einen solchen Plan für Union, (d. h. Vereinigung) der Colonien ausgearbeitet, und als die Abgeordneten der verschiedenen Staaten zu Albany im Jahre 1754 zusammenkamen, ward unsers Franklins Plan als der beste befunden, und als der sogenannte Albanische Unionsplan angenommen. Franklin verlangte darin, daß das Englische Parlament den Amerikanischen Colonien eine besondere, einheimische, mit den Bedürfnissen des Volkes und Landes vertraute Regierung, geben solle. Er schlug vor, daß die tüchtigsten Männer aus den Colonien selbst und durch das Volk gewählt würden, und daß ihnen dann, als einem großem Rathe, die gesetzgebende Gewalt übertragen würde. — Der König von England sollte dann einen Generalpräsidenten ernennen, und beiden, dem großen Rathe und dem Präsiden-

ten sollte dann das Recht zustehen, Krieg und Frieden zu erklären, Handelsverträge abzuschließen, Vertheidigungsanstalten zu treffen, Auflagen zu bestimmen; kein Gesetz aber sollte ohne Beistimmung des Englischen Monarchen gegeben werden. — Leider wurden diese gerechten und billigen Vorschläge, durch welche vielleicht dem furchtbaren Befreiungskrieg und der ganzen Trennung Amerikas von England hätte vorgebeugt werden können, verworfen. England verwarf ihn, weil dem Volke zu viel, dem König zu wenig Macht eingeraümt sei; und die Ständeversammlungen verwarfen ihn wieder aus dem entgegengesetzten Grunde, weil dem Könige von England noch zu viel, dem Amerikanischen Volke noch zu wenig Recht und Gewalt eingeraümt wäre. — „Die verschiedenen Gründe gegen meinen Plan," sagt Franklin selbst, „lassen mich vermuthen, daß er wirklich das rechte Mittel war, um nämlich die Bedürfnisse der Colonien, und zugleich die Rechte Englands zu berücksichtigen, und ich bin noch immer der Meinung, es wäre für beide Theile ein Glück gewesen, wenn man ihn befolgt hätte." —

„So vereint wären die Colonien hinlänglich stark gewesen, sich zu vertheidigen; es hätte dann der Kriegsschaaren aus England nicht bedurft, womit der nachherige Vorwand, Amerika zu besteuern, weggefallen, und der daraus entstehende blutige Kampf vermieden worden wäre. — Indeß sind dergleichen Verstöße nicht neu; die Geschichte wimmelt von Irrthümern der Regierungen und Fürsten."

„Wie selten ist hienieden doch der Mann,
Der, was ihm frommt, erkennt und schaffen kann." —

„Die, die regieren, haben immer viel zu thun, und nehmen sich meist nicht die Mühe, neue Pläne zu prüfen, und auszuführen. Darum werden die besten Staatsmaaßregeln selten nach vorhergeganger, reiflicher Ueberlegung anerkannt, sondern nur gelegentlich erzwungen."

Später ward von den Colonien nicht blos das, sondern noch weit mehr erzwungen, und England wäre froh gewesen, wenn es dem, mit den Waffen in der Hand Forderungen machenden Amerika, nicht mehr hätte gewähren müssen, als es dem bittenden versagt hatte! England hatte die Rechte des Amerikanischen Volkes mit Füßen getreten, das Englische

Parlament, in welchem kein einziger Amerikanischer Abgeordneter saß, wollte von England aus das große, junge Reich regieren und besteuern, und das Amerikanische Volk über die Gesetze, nach welchen es regiert werden, über die Steuern, welche es zahlen sollte, kein Wort mitreden lassen! Franklin selbst sagt darüber: „Wir in den Colonien haben nie von Beisteurung zu den für Wohlfarth des Reichs nöthigen, gemeinsamen Ausgaben frei zu sein verlangt. Nur das behaupten wir, daß, da wir eigene Parlamente, im Englischen aber keine Stellvertreter haben, unsere Parlamente die einzigen Richter darüber sind, was wir in jedem Falle beisteuern können und sollen, und daß das Englische Parlament kein Recht hat, unser Geld ohne unsre Beistimmung zu nehmen." — Aber weil England fürchtete, daß die Colonieen selbstständig werden, ihre Kraft fühlen und gebrauchen möchten, darum sollten sie von England aus regiert werden. England hatte es ja dann in der Hand, Amerika so wenig als möglich Selbstständigkeit zu geben, so viel als möglich von ihm zu gewinnen. England wollte ja eben das Aufblühen der Gewerbe in Amerika verhindern, um den Absatz Englischer Manufacturen nicht zu verlieren; England wollte Amerika's Handel und Gewerbe beschränken; England wollte seine Schulden von Amerika mit bezahlen lassen! Aber England machte die Rechnung ohne den Wirth! —

Die Englische Regierung verwarf also damals Franklins billigen und weisen Unions-Plan und schlug selbst einen neuen Plan vor, der aber Niemand gefiel, als der Regierung selbst, weil er die Rechte des Amerikanischen Volks gar nicht berücksichtigte. Dennoch gab Franklin, der die Unterhandlung mit der Englischen Regierung leitete, die Hoffnung auf Vereinigung nicht auf; er verlangte nur als äußerste Gerechtigkeit, daß vor allen Dingen das Englische Parlament wenigstens einigen Abgeordneten aus den Amerikanischen Colonieen Sitz und Stimme verleihen solle. Das Volk, das geben und gehorchen soll, giebt viel lieber und gehorcht viel freudiger, wenn Gesetze und Steuern von seinen Abgeordneten, von den durch das Volksvertrauen gewählten Männern, berathen und bewilligt werden. Auch wies Franklin klar und eindringlich nach, wie einige wenige Amerikanische Abgeordnete dem Englischen Staatswesen nie schaden,

ihrem Vaterlande aber die größten Dienste leisten und im Parlamente wenigstens eine genaue und unparteiische Erwägung der für Amerika bestimmte Gesetze und auszuschreibende Steuern veranlassen könnten. — Vergebens — England wollte Nichts thun, um die bisherige Vernachlässigung, ja seine stiefmütterliche Bedrückung der Colonien, wieder gut zu machen! Der Druck ward immer stärker und die Unzufriedenheit immer größer. England aber mußte es später büßen, daß es die Stimme des Volks, die Stimme des Rechts und der Billigkeit überhört hatte!

Während dieser Verhandlungen ward die Stellung der Franzosen, welche Kanada besaßen, immer kriegerischer. — Der für die Amerikaner gar nicht unbedeutende Pelzhandel mit den Indianern ward dadurch unterbrochen, und die von den Franzosen aufgehetzten Indianer machten immer häufigere Streifzüge auf Amerikanisches Gebiet, und namentlich die Provinz Virginien ward dadurch hart heimgesucht. Da nun England, wie wir eben gesehen, eine Vereinigung der Colonieen zur Landesvertheidigung nicht gestatten wollte, eben weil es argwöhnisch fürchtete, daß die Colonieen etwa zu kriegerisch werden, und ihre Kraft fühlen lernen könnten, — so mußte es sich doch entschließen, Englische Truppen über's Meer zu senden, als der damals noch ganz junge Washington und seine Landmiliz sich nicht länger halten konnten. — Im Jahre 1755 landeten zwei Englische Regimenter unter dem Befehle Bradddocks, welche die Franzosen und Indianer aus dem Lande treiben sollten. Um diesen wo möglich für Amerikanische Interessen zu gewinnen, schickte man Franklin, nicht als Abgesandten, sondern als Oberpostmeister zu dem Englischen General. Franklin that nun freilich, als ob er nur gekommen, um dem General sich als Postmeister zur Besorgung seiner Briefschaften anzubieten, er benutzte aber diese Gelegenheit, dem General auseinander zu setzen, was der Verein bereits zur Landesvertheidigung gethan habe, und noch thun wolle, und hatte so Gelgenheit, manches ungünstige Vorurtheil über Amerika dem Fremden zu benehmen. Auch konnte er sich dem General dadurch verbindlich machen, daß er demselben 150 Wagen und 1500 Pferde zur Fortschaffung seiner Soldaten verschaffte.

Aber der Feldzug lief unglücklich ab; — General Brad-

dock hatte zu viel Selbstvertrauen und zu wenig Vorsicht, und als Franklin ihn vor dem Hinterhalte der Wilden warnte, lächelte er und meinte, „daß wohl für die rohen Amerikanischen Soldaten solche Wilde gefährliche Feinde sein könnten, nicht aber für die regelmäßigen, kriegsgeübten Schaaren seiner Majestät." — Aber Franklin hatte seine Leute besser gekannt. General Braddock gerieth wirklich in einen Hinterhalt, die meisten seiner Soldaten wurden niedergemacht, und er selbst ward verwundet und kam mit genauer Noth davon. Sein Adjutant, derselbe junge Washington, der später die Amerikanischen Kriegsheere gegen England anführen sollte, — brachte mit Mühe die unaufhaltsam fliehenden, und erst vor Philadelphia Halt machenden Ueberbleibsel dieser zwei Regimenter zurück. Gepäck und Wagen und Pferde aber wurden theils zurückgelassen, theils, um sie dem Feinde nicht zu überlassen, vernichtet. Hiedurch kam Franklin in große Verlegenheit, da er sich gegen die Eigenthümer für die geliehenen Wagen und Pferde verbürgt hatte. Sein ganzes Vermögen würde zur Entschädigung der Eigenthümer, die gegen 20,000 Pfund Sterling verlangten, nicht hingereicht haben, wenn nicht glücklicher Weise die Englische Regierung die Forderungen zu befriedigen sich entschlossen hätte. Dieser unglückliche Feldzug hatte zunächst den ungeheuren Nachtheil für England, daß man anfing die Unbezwinglichkeit der Englischen Truppen in Zweifel zu ziehen, und den Gedanken aufkommen ließ, daß man die Engländer, die vor den Franzosen und Wilden die Flucht ergriffen, ja wohl auch werde besiegen können, wenn der Druck unerträglich werden sollte. — Sodann aber hatte die Art und Weise, wie die Hilfstruppen im Lande sich benommen, die Einwohner geplündert, einige Familien ganz und gar zu Grunde gerichtet, und die sich Wiedersetzenden obendrein verspottet, mißhandelt und eingesperrt hatten, — den Amerikanern einen großen Widerwillen gegen ihre Englischen Freunde eingeflößt. Man meinte, das seien schlimme Hilfstruppen, die in Freundes Lande sich schlecht aufführten, und es diente das sehr dazu, den Gedanken, daß man solche Vertheidigung weder brauche, noch herbeiwünschen könne, im Volke immer mehr zu verbreiten. So vergrößerte das selbst das Mißvergnügen mit der Englischen Regierung!

In Philadelphia hatte man so sicher auf den Sieg der Englischen Truppen gerechnet, daß einige Enthusiasten schon mit einer Unterzeichnungsliste herumgingen, um die Einnahme einer von den Franzosen besetzten Festung — (sie war aber eben noch nicht eingenommen und wurde nie eingenommen) — durch ein Feuerwerk zu feiern. Franklin hatte wenig guten Glauben an die Englischen Siege, und als man ihn aufforderte, auch beizusteuern, meinte er ernsthaft, daß dazu Zeit genug, wenn sie erst wüßten, ob sie Ursache hätten, sich zu freuen. Das wollten die Herrn fast übel nehmen. „„Was Teufel,"" sagte der Eine, „„Sie denken doch nicht, daß die Festung nicht genommen wird?"" — „Ob sie nicht genommen wird," versetzte Franklin, „weiß ich nicht, daß aber Kriegsereignisse stets sehr ungewiß sind, weiß ich." — Die Unterzeichnung aufs Feuerwerk unterblieb; und als die Engländer später mit Schimpf und Schande nach Philadelphia zurückflohen, waren jene Herren sehr froh, daß sie zum Siegesfeuerwerke noch nicht gesammelt, und Franklin ihnen eine große Beschämung erspart hatte! —

Die Nachricht von General Braddocks Niederlage rief große Bestürzug in allen Colonien hervor. Man bewaffnete sich überall, nur in Pennsylvanien hintertrieben einestheils die zahlreichen Quäker in der Generalversammlung eine allgemeine Landesbewaffnung, anderntheils abermals der alte Streit der Versammlung mit den Grundeigenthümern. Abermals wollten nämlich diese, die Familie Penn, wieder mit all ihren Besitzungen von der Kriegssteuer befreit sein, — mußten aber doch diesmal zu einem freiwilligen Beitrage sich verstehen, ohne daß dadurch der alte Streit geschlichtet worden wäre. — — Das Geld war nun beisammen, es waren ungefähr 400,000 Thaler, und Franklin ward durch die Generalversammlung ermächtigt, über diese bedeutende Summe zu verfügen. Damit warb dieser nun nicht blos Soldaten, (und er fand bald mehr als er brauchen konnte,) sondern er sammelte und bewaffnete auch eine Landwehr von Freiwilligen, da einmal eine allgemeine Volksbewaffnung um der Quäker willen nicht durchzusetzen war. Unser Franklin, als Bürgergeneral, übte selbst die Rekruten ein; exercirte und commandirte und marschirte mit ihnen, und wo der Buchdrucker im Kriegswesen nicht fort konnte, da half ihm sein Sohn, der

den vorigen Krieg als Hauptmann mitgemacht hatte, als sein Adjutant. Jetzt sehen wir also unsern Franklin, den Buchdrucker, Naturforscher, Secretair, Volksvertreter und Staatsmann — auch als Kriegsmann! An der Spitze von etwa 600 Mann zog er aus, begab sich in den vom Feind bedrängten Landestheil, und unser Buchdrucker, jetzt Oberst Franklin, baute dort nicht blos gegen die wilden Indianer drei ganz respectable Festungen, sondern traf auch die besten Anordnungen über die Landesvertheidigung — kurz, Franklin war auch ein tüchtiger Soldat, der willig alle Beschwerden des Lagerlebens in der Wildniß trug.

Aber man konnte ihn zu Philadelphia besser zum Rath brauchen, als im Feldlager zur That, — und nachdem er seine Soldaten einem andern Befehlshaber übergeben hatte, ermahnte er sie noch beim Abschied dem weit kriegserfahrneren Mann zu gehorchen und reiste nach Hause! — Er selbst erzählt, daß er, der harten Schlafstätte im Lager gewohnt, die erste Nacht in dem guten Bette nicht habe schlafen können.

Als Franklin nach Philadelphia zurückkam, ward er förmlich zum Obersten der nun wirklich 1200 Mann starken Landwehr gewählt, und im feierlichen Aufzuge von seinen untergeordneten Hauptleuten nach Hause geleitet, wobei sie ihm mit Flintenschüssen eine Ehre anthun wollten. Leider wurden dabei mehre Gläser seines electrischen Apparats heruntergerissen und zersprangen! — „Eben so gebrechlich," sagt er, „war meine neue Ehre, denn kurz nachher wurden durch den Widerruf des Landesgesetzes in England all unsre Ausschüsse für Landesbewaffnung aufgelöst." — England, so hieß es, wollte den Krieg auf eigene Kosten führen; — das war aber nur ein Vorgeben. England hatte ein böses Gewissen, und wollte nicht, daß die Colonien mit Führung der Waffen vertraut würden, damit sie dieselben nicht einmal gegen England und die Monopole (d. h. die ausschließlichen Gerechtsame) — kehren möchten, durch welches Ersteres sich für alle die für die Colonien gemachten Ausgaben wirklich bezahlt machte! —

Jetzt entbrannte von Neuem und stärker als je der Streit der Stände von Pennsylvanien mit dem Statthalter und der Familie Penn, welche letztere durchaus alle Besteuerung ihres Grundeigenthums immer wieder beharrlich verweigerte.

Es war natürlich, daß Franklin bei seinem gesunden Rechtsgefühl des Volks Partei nahm, und bei jeder Gelegenheit sich gegen die Steuerbefreiung der Grundbesitzer aussprach. Namentlich als Mitglied der Generalversammlung verlangte er unaufhörlich, daß die Familie Penn für ihren Grundbesitz, gleich den Andern, zu den von der Englischen Regierung und sonst ausgeschriebenen Steuern und Auflagen zur Landesvertheidigung beitragen müsse. Schon das machte ihn bei den Penns verhaßt, — als aber Franklin der Buchdrucker — — des Grobschmieds Enkel und des Seifensieders Sohn — einst bei einer kleinen Reise nach Virginien von seinen vierzig Hauptleuten zu Pferde in voller Uniform und mit gezogenen Degen an die Fähre geleitet wurde — eine Ehre, die nur Prinzen von Geblüt zukam, so hatten die Penns, denen nie eine solche große Ehre erwiesen worden war, vollends einen Groll auf Franklin geworfen. Dieser Groll ging so weit, daß sie selbst den Oberpostmeister bereden wollten, Franklin seine Postmeisterstelle zu nehmen. Dieser ließ sich dadurch weder in seiner Ueberzeugung irre machen, noch sich abhalten, immer und immer wieder freimüthig die Besteuerung der Besitzungen der Grundherrn zu verlangen. That er doch das nicht für sich, sondern um seinen Mitbürgern, die ja sonst die Grundherrn mit übertragen mußten, — ihre öffentlichen Lasten zu erleichtern! — Ja, obgleich die Gegenpartei ihn als den uneigennützigsten, gefährlichsten und unbestechlichsten Gegner persönlich haßte und zu schaden suchte, so war doch Franklin im Privatleben im besten Vernehmen mit den Männern, namentlich den Statthaltern, die er in der Generalversammlung unerbittlich und unermüdlich bekämpfte und widerlegte. — Der Sache Feind, der Person Freund — dachte er, und das war zugleich das klügste und für ihn vortheilhafteste Verhalten. Er lebte unangefochten und in Frieden, als überzeugungstreuer, uneigennütziger und volksfreundlicher Mann, selbst von seinen politischen Gegnern geachtet. Ja als einmal ein neuangekommener Statthalter ihn durch Versicherung angemessener Erkenntlichkeit und großer Belohnung für die Sache der Gegner gewinnen wollte, wies Franklin zwar höflich und fest die dringenden Anerbietungen zurück, indem er in den Umständen sei, der Grundherrn Gunst nicht zu brauchen, versicherte aber dem Herrn

Statthalter, daß er demungeachtet keine persönliche Feindschaft gegen sie hege. Zugleich versprach er offen, daß er, auch ohne Belohnung, jede Maßregel fördern werde, die dem Volke nützlich sei, und daß sein zeitheriger Widerstand nur daher rühre, weil die von dem Statthalter und den Grundherren vorgeschlagene Maßregeln jedesmal nur den Vortheil der Grundherren und den Nachtheil des Volks zum Zweck gehabt hätten! —

So blieb denn Franklin in den Generalversammlungen seinen Grundsätzen treu und verfocht nach wie vor die Rechte des Volks, und den Grundsatz gleichmäßiger Besteuerung alles Grundbesitzes. — Als aber die Generalversammlung sah, daß durch alles Reden und Ueberzeugen bei den auf angebliche historische (geschichtliche) Gerechtsame pochenden Grundherren durchaus gar Nichts erreicht würde, und sie bei ihrer Weigerung fest beharrten, so beschloß die Versammlung endlich, die Hilfe Englands gegen ihre hartnäckigen Grundherrn in Anspruch zu nehmen. Franklin, der so oft, wenn auch vergebens in ihrer Mitte die Rechte des Volks vertheidigt hatte, wurde bestimmt, als Unterhändler nach England zu gehen. Er sagte zu und reiste, nachdem er seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, nach New-York ab, mußte aber dort durch die Unentschlossenheit eines Englischen Generals aufgehalten, von April bis Juni auf das Abgehen des Packetbootes warten, hatte auch noch den Verdruß, daß man ihm einige Rechnungen über an den General Braddock geleistete Lieferungen nicht bezahlte, und überhaupt nie bezahlte. Man meinte nämlich, weil alle Lieferanten gewöhnlich Betrüger wären, so müßte Franklin auch einer sein, und werde bei den Lieferungen schon seinen Gewinn gehabt haben, so daß der ehrliche und uneigennützige Franklin, der — eine ehrenwerthe Ausnahme — den Staat nicht hatte betrügen wollen, durch zur Gewohnheit gewordenen Untreue Anderer um sein Geld kam! — Endlich segelte das Schiff ab, und entging auch glücklich den Verfolgungen französischer Kaper.*) Bald aber wäre es fast noch im

*) Kaper sind von kriegführenden Regierungen mit Kaperbriefen, d. h. gesetzlicher Erlaubniß versehene — Raüberschiffe, — welche also unter gesetzlichem Schutze die Handelsschiffe der feindlichen Nation wegnehmen dürfen, eine abscheuliche, in Kriegszeiten leider immer noch bestehende Sitte!

Angesichte des Englischen Hafens zu Falmouth in neblicher Nacht am Felsen gescheitert, wenn nicht im Augenblick das Licht des nahen Leuchthurms die Schiffenden die Gefahr, in der sie geschwebt, hätten erblicken lassen. Franklin gelobte sich hierbei, bei seiner Rückkehr nach Amerika Leuchtthürme anlegen zu lassen, und kam am 27. Juni 1757 in London an. —

Zehntes Kapitel.

Franklins zweiter Aufenthalt in London als Unterhändler der Generalversammlung.

In England kümmerte man sich damals wenig um die Amerikanischen Colonien. Die öffentliche Aufmerksamkeit war vielmehr auf Deutschland gerichtet, wo zu jener Zeit der siebenjährige Krieg geführt ward. Daher fand auch Franklin wenig Gehör für seine Angelegenheiten. Ob in der kleinen Colonie Pennsylvanien die Rechte des Volks von ihren Grundherren beeinträchtigt würden, das war damals der großen Englischen Regierung ziemlich einerlei; man hörte Franklins Beschwerden gleichgültig mit an, und war weit eher geneigt, der Generalversammlung Selbstsucht und Widerspenstigkeit vorzuwerfen, als die Streitfrage zu prüfen und beizulegen. — Franklin mußte also vor allen Dingen die öffentliche Meinung über die ganze Sache aufklären; — und er benutzte dazu abermals die Zeitungen. Die Druckerpressen Englands mußten also wiederum des schlichten Amerikaners Gedanken den stolzen Lords Altenglands vorführen; — er schrieb, und schrieb im Bewußtsein seiner gerechten Sache mit solcher Kraft, widerlegte so gründlich die in England ausgesprengte Verleumdung über Amerika durch Thatsachen, die Irrthümer über die dortigen Verhältnisse durch einfache, folgerichtige Erörterungen, — daß man bald auf den Geschäftsträger der Pennsylvanischen Generalversammlung, als auf einen gediegenen Mann auf-

merksam wurde. Niemand unterdrückte seine freien, wahren, — obschon der Englischen Regierung höchst unangenehmen Aeußerungen; — er konnte frei, — in Englands Zeitungen und andern Druckschriften die gerechte Sache seines Vaterlandes vertheidigen, — denn auch in England gab (und giebt) es keine Censur — das geschriebene, wie das gesprochene Wort ist frei, — und ein jeder nur dem Gesetze verantwortlich für das, was er gesprochen!

Wie ganz anders war doch jetzt die Stellung Franklins des Staatsmanns, des Geschäftsträgers einer großen Amerikanischen Provinz, als Franklins des armen Buchdruckers, der vor etwa 30 Jahren, getaüscht von dem vielversprechenden Gouverneur, sich selbst überlassen, und ohne Geld und ohne Verbindung in London stand! —

Aber auch jetzt dachte Franklin nicht an sich und seine Ehre, sondern nur daran, wie er seinem Vaterlande am meisten nützen könnte, und als der unermüdliche Mann eine ausgezeichnete Schrift über Verfassung und Regierung Pennsylvaniens geschrieben hatte, so nannte er sich lieber nicht als den Verfasser und entbehrte lieber der Ehre, welche ihm diese Schrift gebracht haben würde, weil er fürchtete, daß dieselbe einen weniger guten Eindruck machen und für parteiisch gelten könnte, wenn man gewußt hätte, daß er sie verfaßt habe!

Nach vielen vergeblichen Verhandlungen mit der Familie Penn, die damals in England wohnte, kam endlich, als die Generalversammlung die gleichmäßige Besteurung, trotz den Gegenvorstellungen der Grundherren abermals beschlossen, und zur Genehmigung dem König von England vorgelegt hatte, ein Vergleich zu Stande — und wiederum durch Franklin. Die Grundherren entschlossen sich endlich, dem Ehrenmann, unsern Franklin, der, obschon ihr Gegner, ihnen doch als unparteiischer, rechtlicher und billiger Mann bekannt war, sich in die Hände zu geben. Franklin dagegen verpflichtete sich, daß nur die angebauten Grundstücke der Grundherren besteuert werden sollten. Der Vergleich kam zu Stande, und nachdem dieser Zankapfel hinweggeraümt war, kehrte Ruhe und Friede, wenigstens eine Zeit lang in Pennsylvanien zurück.

Franklin aber täuschte das in seine Unparteilichkeit und Rechtlichkeit gesetzte Vertrauen nicht; die Schätzung ward nach dem strengsten Rechte unternommen, so daß beide Parteien zufrieden sein konnten. Die Generalversammlung von Pennsylvanien bezeigte ihm auch ihre Zufriedenheit dadurch, daß sie Franklin, der besser als irgend Einer die Colonien kannte und warm für sie gesprochen, geschrieben und gehandelt hatte, zu ihrem ordentlichen Geschäftsträger am Hofe von Großbritannien ernannte, und so übertrugen ihm auch noch einige andre Staaten die Besorgung ihrer Angelegenheiten bei der Englischen Regierung. — So ward Franklin zwar ein vielbeschäftigter, aber bald auch ein vielgeliebter und geachteter Mann!

Auch die gelehrten Gesellschaften und Universitäten Europas überhäuften den Buchdrucker von Philadelphia, der nie eine Universität besucht hatte, mit Ehren! Die Königliche Gesellschaft der Naturforscher, die früher die Briefe des unbekannten Buchdruckers in Philadelphia verächtlich in ihren Verhandlungen nicht abgedruckt hatte, schätzte sichs jetzt zur Ehre, ihn als Mitglied aufzunehmen, und an drei Englischen Universitäten ward er zum Doktor der Rechte gemacht. Briefe der ausgezeichnetsten Gelehrten Europas überschütteten ihn mit Lob und ermunterten ihn zu neuen Versuchen, die er in überaus gelesenen Briefen Andern mittheilte. Dabei ruhte Franklin nicht auf seine Lorbeern, sondern erfand auch sogar ein schönes musikalisches Instrument, die Harmonika, und erwarb sich überhaupt nicht geringe Kenntnisse der Musik. —

Bei allen diesen zeitraubenden und zerstreuenden Beschäftigungen verlor er doch den Nutzen seines Vaterlandes nie aus den Augen, und da Frankreich, welches als der Feind Englands auch der Feind Amerikas war, und so lange es im Besitz von Kanada blieb, den Colonien stets schaden konnte, so schlug Franklin selbst der Englischen Regierung die Eroberung Kanadas vor, da er zugleich das Vortheilhafte des Unternehmens in einer Flugschrift zeigte, und so bewog er endlich die Englische Regierung, Kanada erobern zu lassen.

Im Jahre 1762 kehrte Franklin auf kurze Zeit nach Amerika zurück und hatte dabei doch wenigstens die Genug-

thuung, öffentlich wegen seiner Pflichttreue in allen dem Vaterlande geleisteten Diensten von der Generalversammlung belobt zu werden, sowie er auch eine Entschädigung von 5000 Pfund erhielt. — Aber nur zwei Jahr blieb er wieder Mitglied der Generalversammlung — die ihn, selbst während seiner Abwesenheit, jährlich wieder zum Mitgliede gewählt hatte. — Während dieser Zeit hatte er doch wenigstens einmal Gelegenheit, ein paar arme Schlachtopfer aus den Klauen wüthender Patrioten zu retten! — Es hatten sich nämlich einige harmlose Indianerfamilien in einem Landestheile niedergelassen, und sich jederzeit als Freunde ihrer weißen Nachbarn erwiesen. — Zufällig hatten nun andre Indianerhorden in andern Landestheilen gerade damals durch wiederholte Plünderungen ihre weißen Nachbarn erbittert. Da nun die Geplünderten ihrer schuldigen Freunde nicht habhaft werden konnten, so beschlossen ungefähr 120 leidenschaftliche Männer sich an den unschuldigen Stammesgenossen zu rächen. Die Unmenschen überfielen also diese armen harmlosen und wehrlosen Indianer, die keine Gefahr ahneten und keiner Schuld sich bewußt, die Weißen als Freunde betrachteten; — mordeten, was sie fanden, Weiber, Kinder und Männer, selbst einen edlen Haüptling, der sich stets als vorzüglicher Freund der Weißen bewiesen hatte. Zufällig war der größere Theil dieser armen Indianischen Ansiedler während dieser niederträchtigen Metzelei abwesend, und gutgesinnte Leute brachten die Bedauernswerthen, um sie vor den Verfolgungen der christlichen Mörder zu schützen, nach Lancaster in's Gefängniß. Aber trotz aller Verbote zog die Mörderrotte auch dahin, erbrach die Kerker und mordete die dort der Sicherheit halber eingekerkerten, unschuldigen Indianer auf das Unmenschlichste. Ja auch damit wars noch nicht genug; man hatte einige dieser Indianer nach Philadelphia gebracht, und die Mörderbande beschloß, auch diese zu erreichen. Die Bürger bewaffneten sich für die armen Indianer, selbst die Quäker griffen zu den Waffen, — der sich nicht zu helfen wußte, flüchtete sich in Franklins Haus. Jetzt trat Franklin muthig unter die blutgierigen Wüthrige, hielt ihnen ihr Unrecht vor, und bewog sie endlich, durch seine Kaltblütigkeit und die Kraft seiner Rede, von ihrem schändlichen Unternehmen abzulassen und nach Hause zu gehen. Durch eine Flugschrift setzte Frank-

lin hierauf das Unmenschliche und Ungerechte dieses niederträchtigen Mordverfahrens auseinander, und so wurden die Leidenschaften besänftigt und die Ruhe wieder hergestellt. —

Leider begann zu derselben Zeit wieder der alte Streit zwischen den Grundeigenthümern und der Generalversammlung. Den Penns that es schon leid, daß sie Bewilligungen gemacht hatten, und sie hätten gern für ihre Güter die volle Steuerfreiheit wieder erlangt. Die dadurch herbeigeführten Mißhelligkeiten wurden so stark, daß auf Vorschlag Franklins der König von England gebeten wurde, lieber selbst die Regierung von Pennsylvanien zu übernehmen und die Grundherrn dafür zu entschädigen. —

Dadurch machte sich Franklin abermals viele Feinde, und er ward im Jahre 1769 auf Veranlassung der Grundherrn nicht wieder in die Generalversammlung gewählt, deren Mitglied er 14 Jahre gewesen war. Das mochte unsern Franklin allerdings tief kränken, ihn, der stets nur das Beste Aller, vor Allen aber seines, von den Grundherrn ungerecht behandelten Volks, nie seinen Vortheil im Auge gehabt hatte! — Unmittelbar darauf aber ward er, zum großen Aerger seiner Feinde abermals zum Geschäftsführer der Provinz bei der Englischen Regierung erwählt und reiste bald darauf nach London ab. „Ich stehe nun im Begriff," sagt er, „vielleicht den letzten Abschied von dem Lande zu nehmen, das ich liebe, und wo ich den größten Theil meines Lebens zugebracht. Möge es dauernd glücklich sein! Meinen Freunden wünsche ich Glück, meinen Feinden vergebe ich." — „Im Verlauf eines öffentlichen Lebens," sagt er selbst, „dürfen wir nicht unmittelbaren Beifall und unmittelbaren Dank für unsre Dienste erwarten. Lassen Sie uns aber beharren gegen Hohn und Beleidigung, die innere Zufriedenheit eines guten Gewissens ist immer da und die Zeit wird uns schon in den Gemüthern der Menge, selbst derer, die am meisten gegen uns eingenommen sind, unser Recht wiederfahren lassen." —

Elftes Kapitel.

Franklins dritter Aufenthalt in England, als Geschäftsträger seines Vaterlandes.

Als Franklin zum dritten Male nach England kam, ging die Englische Regierung eben damit um, den Amerikanischen Colonien eine neue Steuer aufzulegen. Die Vertheidigung von Nordamerika, die, wie wir schon wissen, schlecht abgelaufen war, und die Amerika gar zu gern selbst besorgt hätte, wenns England nur zugegeben hätte — die Erbauung von Festungen und Unterhaltung der Truppen — hatten England ungefähr 2 Millionen Thaler gekostet, und die Engländer wollten sich aus den Colonien wieder bezahlt machen. Die Staatseinkünfte, welche England aus Amerika bezog, waren nämlich gering; die Hauptquelle war ein Zoll, welcher im Durchschnitt jährlich vielleicht 300,000 Thaler eingebracht hatte. Die Einnahmen hatten die Ausgaben natürlich nicht gedeckt, und die Englische Regierung sann hin und her, wie sie auf die beste Weise wieder auf ihre Kosten kommen könnte. Hierzu kam, daß der siebenjährige Krieg den Engländern ungeheure Summen gekostet und die Staatsschuld unglaublich vermehrt hatte; — das sollten die Colonien auch mit tragen, so wenig sie's auch anging und sie gefragt worden waren, ob England Krieg führen solle. Amerika hatte ja keine Abgeordneten im Englischen Parlamente! England brauchte aber dringend Geld, und so hatte man gar nicht gefragt, ob Amerika beisteuern wolle, sondern hatte im Jahr 1765 die sogenannte Stempelacte ausgeschrieben. Das war nämlich ein Gesetz, welches bestimmte, daß die Amerikanischen Colonien alle öffentlichen Verhandlungen, Proceßschriften, Quittungen, Contracte ꝛc. auf Stempelpapier schreiben sollten. Dieses mit Englischen Stempeln bedruckte Papier kostete der Englischen Regierung so gut wie Nichts. Die Colonien aber mußten es zu hohen Preisen kaufen. Man hatte berechnet, daß damit jährlich wenigstens 600,000 Thaler einkommen sollten, — und somit war das eine höchst lästige und drückende Steuer für die Colonien, eine sehr ein-

trägliche Geldquelle für England — wenns gelang! — Aber es gelang nicht; — die Colonieen wollten sich um keinen Preis diese willkürliche Besteurung gefallen lassen, und es war sehr zur Unzeit, daß England sie an ihre Abhängigkeit von dem Mutterlande erinnert hatte. Die Unzufriedenheit mit England ward immer größer. — England hatte den Colonien mißtrauisch verboten, sich selbst zu vertheidigen — und diese meinten nun, daß England seine schlechte Vertheidigung auch selbst bezahlen könne. Hierzu kam, daß das Stempelgesetz nur für die Colonien gegeben war, während die andern Großbritannischen Unterthanen frei davon blieben. Nebenbei fürchtete man, daß wenn die Amerikaner den ersten Versuch sich gefallen ließen, England immer noch unverschämtere Forderungen machen und immer mehr Steuern willkührlich ausschreiben werde. Zudem waren die Amerikaner allmählig so klug geworden, einzusehen, daß sie, obschon ziemlich frei von den directen Abgaben, durch zahllose indirecte Abgaben, d. h. auf den Lebensbedürfnissen liegenden Zölle, schon bereits von England mehr als genug besteuert und ausgesogen worden waren! England hatte nämlich zeither den ganzen Handel mit den Colonieen in den Händen gehabt und ungeheuer dabei gewonnen, da die Amerikaner nur von Englischen Schiffen und Englischen Kaufleuten die fremden Waaren, deren sie bedurften, einkaufen durften. Damals nun bedurften sie ziemlich noch Alles, weil es in Amerika noch keine Fabriken gab, so daß England jährlich ungefähr für 3 Millionen Thaler einführte, an Amerikanischen Erzeugnissen aber höchstens an 300,000 Thaler einkaufte! So kam es, daß nur England von dieser Handelsbeschränkung Vortheil hatte. In gleicher Absicht verhinderte England so viel als möglich das Aufkommen der Amerikanischen Fabriken und Manufacturen, damit Amerika beständig England zinsbar bleiben und aus den Englischen Fabriken seine Bedürfnisse beziehen mußte. So geschah es, daß die einheimischen Amerikanischen Fabriken und Manufacturen abermals wegen der Engländer nicht aufkommen konnten, weil Niemand andre Waaren ausführen durfte, als eben die Engländer. Englische Kaufleute hatten also die Amerikanische Industrie in den Händen, sie bezahlten für die Amerikanischen Producte so viel oder so wenig, als sie wollten,

die Amerikaner mußten es doch wohl hergeben, wenn sie anders verkaufen wollten, denn die Engländer hatten ja keine Nebenbuhler, die den Colonisten mehr gegeben hätten! Für das aber, was die Colonieen brauchten, konnten die Engländer ebenfalls so viel fordern, als sie wollten; andre Nationen durften ja den Englischen Colonieen keine Waaren zuführen, ihnen Nichts verkaufen! — Das hatte sich Amerika lange genug gefallen lassen, weils nun einmal so war. Als aber die Colonieen stärker und klüger wurden, kamen sie gar bald auf den Gedanken, daß es weit vortheilhafter für sie sein müßte, wenn sie das, was sie jetzt von England bezögen, selbst fabricirten, daß das Geld im Lande bliebe; — wenn sie das, was sie brauchten, selbst holten, selbst Schiffe bauten und Handel trieben. Aber wer fängt gern Streit an, so lange sichs nur irgend ertragen läßt! Als aber England ihnen nicht blos diese natürlichen Rechte verweigerte, sondern in der Stempelacte noch neue drückendere, jeden Einzelnen treffende Forderungen machte, ward das Mißvergnügen allgemein. Es war England nicht eingefallen, zu dieser Maßregel vorher die Beistimmung der Colonieen einzuholen. Nur wo es Pflichten zu erfüllen gab, betrachtete man sie als Englische Unterthanen, ohne ihnen doch das eben Englischen Unterthanen zukommende Recht, nur auf gemeinsame Zustimmung der der Volksvertreter besteuert zu werden, zu gewähren. Das erbitterte; — Ungerechtigkeit der Regierung wurde die Ursache der Ungesetzlichkeit des Volks! Man verbrannte öffentlich die verhaßte Parlamentsacte über das Stempelpapier, man plünderte sogar an einigen Orten die königlichen Zolleinahmen! — Der Widerstand ward immer geregelter; ja die Colonieen vereinigten sich, durchaus kein Stempelpapier zu kaufen, und sich selbst von der drückenden, ungesetzlichen Auflage zu befreien. Alle Geschäfte stockten; — die königlichen Beamten wollten keine öffentliche Schrift, keinen Kauf für giltig ansehen, wenn er nicht auf Stempelpapier geschrieben war, die Amerikaner aber weigerten sich eben so bestimmt, Stempelpapier zu benutzen, möge daraus kommen, was da wolle. Die Schiffe, von welchen die königlichen Zollbedienten durchaus Pässe und Ladescheine auf Stempelpapier verlangten, blieben lieber im Hafen liegen, ehe sie das verhaßte Stempelpapier gekauft hätten. — Ja, das ganze Volk

beschloß, den ganzen Handel mit England, so weit nur irgend möglich, lieber aufzugeben. — Mit thatkräftiger Beharrlichkeit, getrieben von glühender Vaterlandsliebe, arbeitete man an Hebung und Verbesserung der zeither von den Engländern eifersüchtig unterdrückten einheimischen Fabriken und Manufacturen. Man legte neue an, und beschäftigte sich hauptsächlich mit Fertigung solcher Waaren, die bei der Einfuhr stark besteuert waren, um so die Englischen Zölle los zu werden. — Für den Eifer und die Vaterlandsliebe, mit welcher man Alles betrieb, möge hinreichen, wenn wir erzählen, daß man beschloß: kein Lamm mehr zu schlachten, um durch vermehrte Schafzucht die Fabriken für Wollenzeuge zu heben, daß man die Kleidung vereinfachte, die aus England bezogenen Trauermodewaaren abschaffte, und sich's allgemein zur Regel machte, Nichts aus England zu beziehen, was man nur irgend, sei es auch vor der Hand noch schlechter, im Vaterlande fertigen und bekommen konnte. Rache und gekränkter Stolz schaffte und hob die Vaterländische Industrie, und Amerika ward immer mehr von England unabhängig. —

Alles das ward Franklin nach England berichtet, und der edle Vaterlandsfreund, der voraussah, daß, wenn England nicht die gerechten Forderungen der Colonieen befriedigen würde, diese sich jedenfalls selbst helfen würden, — that Alles, nicht um den Bruch herbei zu führen, sondern ihn zu verhindern! Ja er sagt ganz freimüthig: „Wenn gefragt würde, ob eine Vereinigung Großbritaniens mit den Amerikanischen Colonieen, wie die Englands mit Schottland, dem Ganzen vortheilhaft sein würde, so würde ich das unbedenklich bejahen, da ich vollkommen überzeugt bin, daß es eben das Beste für das Ganze sein würde; und wenn auch einzelne Theile im Einzelnen Nachtheil daran haben sollten, so würden sie doch in der aus der, vermehrten Kraft des Ganzen für jeden Theil entstehenden Sicherheit, größern Vortheil haben." —

Aber die Englische Regierung wollte auf Franklins weise Rathschläge über bessere Einrichtung der Regierung der Colonieen und Abhilfe ihrer gerechten Beschwerden, nicht hören und that jetzt einen neuen Fehlgriff. Sie war so schwach,

das Stempelgesetz, das so vielen Widerspruch gefunden hatte, wieder aufzuheben. Das ermuthigte die Amerikaner, und weil die Regierung sich selbst nicht getraute, die zahlreichen Widersetzlichkeiten bei Einführung des verhaßten Gesetzes zu strafen, so bekamen die Amerikaner Lust und Muth, später wieder etwas Aehnliches zu versuchen. Diese Schwäche trug nicht wenig bei, das gänzliche Abwerfen des Englischen Jochs, woran man früher noch nicht gedacht hatte, als etwas Mögliches darzustellen. — Auch war in Amerika die Freude über die Aufhebung gar nicht so groß, da einmal Alle sich verschworen hatten, sich dieser willkürlichen Steuer nicht zu unterwerfen. Da aber in der Aufhebungsverordnung das Parlament sich vollends das Recht vorbehielt, die Colonieen zu besteuern, so ward jetzt auch die Aufhebungsacte, wie die Stempelacte selbst, von dem aufgebrachten Volke durch den Scharfrichter verbrannt, und die Erbitterung war größer als zuvor! — Ja als England jetzt anfing, die Garnisonen zu verstärken, und die Kosten für Verpflegung der Truppen den Colonieen aufzubürden, — da es abermals drückende Zolleinrichtungen traf, und auch die Geschwornengerichte, durch welche alle Rechtssachen zeither durch Männer aus dem Volke öffentlich und mündlich abgemacht worden waren, aufhob, — so ward das Mißtrauen Amerikas immer größer. Aus den Mißgriffen der Regierung entstand erst der Wunsch, die Englische Regierung los zu werden, die so offenbar stets nur sich und ihren Vortheil, nie das Beste des Volks im Auge hatte, von Unterthanenpflichten redete, um Lasten aufzulegen, die Unterthanenrechte der Colonieen aber weder durch Bewilligung einer angemessenen Vertretung im Parlamente, noch sonst einer einheimischen Vertretung zur Begutachtung der Gesetze und Bewilligung der Steuern, berücksichtigte!

Wenn aber dieser Wunsch nach Unabhängigkeit durch die Fehler Englands immer allgemeiner wurde, so trugen Franklins Schriften, welche diese Fehler freimüthig aufdeckten, allerdings ungemein viel dazu bei; — aber er wollte keine Revolution, keine Trennung von England; nur Anerkennung und Beachtung der Rechte seines Volks! Hätte die Regierung gerechte Forderungen in Zeiten gewährt — nimmer wär's zur gewaltsamen Zerreißung der Verbindung beider Länder gekommen! „Die Wogen erheben sich nur,

wenn der Wind bläst" — unter diesem Motto schrieb Franklin abermals eine Schrift über die Ursachen der Amerikanischen Unzufriedenheit, und bemerkte damals traurig: „Trennung wird unvermeidlich sein. Jammer und Schade nur, daß ein so schöner Plan, Kraft und Reich durch Gemeinglück zu mehren, wie wir ihn bisher eingeleitet hatten, durch die plumpe Einmischung von einigen blödsinnigen Ministern zu nichte gemacht werden soll." —

Um diese Zeit machte Franklin auch eine Reise nach Holland und Deutschland, wo er überall mit der größten Auszeichnung von den gelehrtesten Männern Europas aufgenommen ward. Er fuhr noch immer fort, die überraschendsten Erfindungen über bisher verborgene Naturkräfte zu machen, und als er im Jahre 1769 auch in Paris war, so wurde er unter andern auch dem König Ludwig XV. vorgestellt, und von diesem, wie von der französischen Akademie der Wissenschaft sehr ausgezeichnet.

Ueberhaupt suchte Frankreich, als immerwährender Feind Englands, unsern Franklin zu gewinnen. „Ich glaube," sagte er damals, „dieses ränkesüchtige Volk der Franzosen möchte sich wohl gar gelegentlich auch einmischen, und die Kohlen zwischen Großbritanien und seinen Colonieen anfachen; ich hoffe aber, wir wollen ihnen keinen Anlaß geben." — Dennoch war später gerade eine Verbindung mit Frankreich ein Hauptgrund der gänzlichen Losreißung der Amerikanischen Colonien von dem Mutterlande. —

Im Jahre 1770 war in der Amerikanischen Provinz Massachusetts, bei einem Streit zwischen Bürgern und königlichen Militair, von den letzteren aufs Volk geschossen und Mehrere getödtet worden. Die heftigste Erbitterung des Volks gegen Alles, was Englisch war, war die Folge davon, und die Bürger beschlossen, das Andenken an jene furchtbare Metzelei jährlich feierlichst zu erneuern. Die bei diesen Feierlichkeiten gehaltenen Reden waren nicht geeignet, die Leidenschaften zu beruhigen. Namentlich aber standen die Vaterlandsfreunde in den feindlichsten Verhältnissen zu den Englischen Behörden. Natürlich hatten diese Behörden über diese Vorfälle nach England berichtet; unglücklicherweise aber waren einige dieser nach England abgeschickten Briefe

in Franklins Hände gekommen. Zu Englands großem Schaden enthielten diese, freilich nicht für Franklin bestimmten Briefe, arge Verleumdungen gerade der wärmsten, einheimischen Amerikanischen Vaterlandsfreunde. Zugleich ward die Englische Regierung nachdrücklich aufgefordert, Zwangsmaaßregeln gegen die widerspänstigen Amerikaner anzuwenden und vor allem der unzufriedenen Provinz gewisse Freiheiten ihrer Landesverfassung zu entreißen. — Franklin hielt es nun, als Geschäftsträger der Colonieen, für seine Pflicht, diese ihm in die Hände gekommenen Briefe nach Amerika an die Amerikanischen Behörden jener Provinz zurückzuschicken. — Als man so in Amerika erfuhr, welche Rathschläge die Englischen Behörden in Amerika ihren Regierungsbeamten in England ertheilt hatten, so kannte die Entrüstung und der Unwille keine Grenze, und man beschloß einstimmig, auf Grund dieser Briefe, den König von England zu bitten, daß er diese Verräther des Volks, die der Regierung geheime, parteiische und falsche Nachrichten gäben, und den allgemeinen Haß und Verachtung auf sich geladen hätten, ihrer Stellen unverzüglich entsetzen möge. —

Natürlich war man in England über diese unangenehme Entdeckung so schlimmer Briefe nicht wenig erschrocken; man wußte durchaus nicht, wie diese in die Hände der Amerikaner gekommen sein möchten. Da man nun Unschuldige beschuldigte, und wegen dieser Briefe selbst ein Zweikampf*) entstand, so trat Franklin endlich freimüthig auf, und erklärte öffentlich, daß er, als Geschäftsträger der Colonien, die in seine Hände gerathenen Briefe nach Amerika geschickt habe.

Franklin mußte deßwegen vor dem Geheimen-Raths-Collegium ein Verhör aushalten, und sollte gestehen, wie diese Briefe in seine Hände gekommen wären. Er konnte

---

*) „Es ist erstaunlich," sagt Franklin, „daß die mörderische Sitte des Zweikampfes sich noch so lange hält. Weiland, als noch Zweikämpfe dazu dienten, um Rechtshändel zu entscheiden, nach der Ansicht, daß die Vorsehung jedesmal Wahrheit und Recht begünstige, waren sie zu entschuldigen. Jetzt entscheiden sie Nichts. Jemand sagt Etwas, das der Andre für eine Lüge erklärt; — sie fechten; — wer aber auch todt auf dem Platze bleibe, der streitige Punkt bleibt immer unausgemacht!"

und wollte das nicht, und trotz aller Schmähungen hat er sein Geheimniß nicht verrathen. Er wollte lieber sich allen Unannehmlichkeiten aussetzen, als den nennen, der ihm, im Vertrauen auf seine Verschwiegenheit, wahrscheinlich diese Briefe mitgetheilt hatte. Kurz, man hat dies Geheimniß nie erfahren! Freilich mußte Franklin sich gefallen lassen, daß der Oberrichter seinen Charakter mit den ehrenrührigsten Beschuldigungen überhäufte und geradezu behauptete, daß Franklin nur auf unehrliche Weise in den Besitz jener Briefe gekommen sein könne, Franklin müsse also entweder jene Briefe selbst gestohlen haben, oder gestehen, sie dem Diebe abgenommen zu haben. „Zur Ehre Englands, Europas und der ganzen Menschheit müsse dieser Name gebrandmarkt werden. Der Briefwechsel zwischen Privatleuten über Angelegenheiten des Staats und der Religion sei selbst in den Zeiten des wüthendsten Parteigeistes heilig gehalten worden; nur dieser Mensch habe gewagt, diese Gesetze der Ehre und der Menschlichkeit mit Füßen zu treten!"

Das, und Aehnliches hatte der edle Franklin nicht verdient. Wenn wir auch fürchten, daß ihn glühende Vaterlandsliebe hier verleitet haben mag, jener Briefe um jeden Preis habhaft zu werden; so wußte er doch sicher im Gewissen sich frei von der Absicht, sich zu nützen, oder Andern zu schaden! — Der Fehler, wenns einer war, — wir wissens nicht, denn nie ist dieses Briefgeheimniß entdeckt worden, — war nur aus Liebe zu seinem Volk und Vaterland hervorgegangen! „Nie," sagt er selbst, „nie hätte er noch die Kraft eines guten Gewissens lebhafter gefühlt; denn hätte er die Sache, um derer willen er so geschmäht ward, nicht für eine der besten Handlungen seines Lebens angesehen, die er auch unter denselben Umständen stets wieder üben würde, so hätte er es doch nicht ertragen können." — Aber Franklin, der ehrgeizige Franklin, wäre mehr als Mensch gewesen, wenn er diese Schmach geduldig ertragen hätte. Man hatte nicht nur sein Vaterland, sondern auch ihn tief beleidigt, schwer gekränkt, — der Gedanke an Rache, an glühende Rache, die die ganze Welt sehen sollte, drängte sich in seine Seele, und beim Weggehen soll Franklin dem Oberrichter Wedderburn in's Ohr gesagt haben: „dafür will ich ihren Herrn zu einem kleinen König machen!" —

So viel ist gewiß, daß Franklin diese Verhandlung nie vergaß, und daß er das Sammtkleid, das er an jenem Tage trug, absichtlich an dem Tage wieder anzog, wo er in Paris den gegen England gerichteten Vertrag zwischen Frankreich und Amerika unterzeichnete, wodurch die Unabhängigkeit der Colonieen anerkannt wurde. Auch ist so viel bekannt, daß Franklin von nun an ein immer entschiedenerer Republikaner ward, und ernstlicher als früher an Trennung der Colonieen vom Mutterlande dachte und arbeitete. Daß er aber dieses wurde, war in keinem Fall ein Wunder, denn die Richter, statt den Beschwerden des Amerikanischen Volkes abzuhelfen und die verrätherischen, volksfeindlichen Behörden abzusetzen, erklärten die Bittschrift der Stände von Massachusetts für verleumderisch und muthwillig. — Demungeachtet konnte diese Behörde die Aechtheit der einzelnen Briefe — (mochte man über die Rechtmäßigkeit der Auslieferung derselben denken, wie man wollte), — nicht bezweifeln! — Das machte abermals böses Blut, nicht blos bei Franklin, sondern in ganz Amerika, und die Ueberzeugung, daß England gegründeten Beschwerden nicht abhelfen wolle, sondern wirklich auf Zwangsmaaßregeln sinne, um angethanes Unrecht zu vertheidigen und fortzusetzen, bemächtigte sich Aller Gemüther. Die Beschwerden wurden täglich größer, die Klagen über die Gährung immer allgemeiner. Hierzu kam noch, daß England vollends anfing, seine Verbrecher nach den Colonieen abzuführen. Vergebens protestirte Amerika dagegen, weil es nicht durch den Auswurf des lasterhaften Englands angesteckt werden wollte. Englands Minister entschuldigte sich gegen Franklin nur mit der Nothwendigkeit, dergleichen Gezücht los zu werden. Vergebens sagte Franklin treffend: „„was würden Sie sagen, wenn wir unsre Klapperschlagen nach England ausführen wollten?““ — Es fruchtete Alles Nichts! — Dabei fuhr England fort, die Vereinigung der Colonieen untereinander auf alle mögliche Weise zu hindern. Man traf ferner strenge Maaßregeln gegen den allerdings ungesetzlichen Schleichhandel*), den Franklin selbst im höchsten Grade mißbilligte,

*) Franklin schreibt über Schleichhandel und Zolldefraudationen Folgendes: „Wenn die Regierungen für das Gemeinwohl, für das National-

durch welchen die Amerikaner sich die, durch Englands Zölle übermäßig besteuerten fremden Waaren, vortheilhaft zu verschaffen suchte. — Hierzu fügte England zuletzt, im Jahre 1773 das Theemonopol, durch welches es die Colonieen zwingen wollte, ihren Thee nur von der Englisch-Ostindischen Compagnie zu kaufen! — Da brach der zu straff gespannte Bogen, und das erbitterte Volk zu Boston warf 342 Kisten Thee, welche der Englisch-Ostindischen Compagnie gehörte, den 26. Dec. 1773 in's Meer! — Dieß war die Losung zum Kriege, — zu jenem Nordamerikanischen Freiheitskriege, welcher später zu der Unabhängigkeitserklärung der Nordamerikanischen Freiheitsstaaten führte! — Damals war Franklin noch für friedliche Beendigung des Zwists. „Kein besonnener Mann," schreibt er, „kann verzweifelte Gegenmittel billigen, es wäre denn in verzweifeltem Falle. Die Amerikaner sind durch die wiederholten Versuche der Englischen Verwaltung, sie einer unumschränkten Macht zu unterwerfen, aüßerst erbittert. Man hat sie hingehalten, ihnen mit Versprechungen geschmeichelt, es sollte auf ihr unterthäniges Ansuchen allen Beschwerden abgeholfen werden. Man hat Gesuche über Gesuche eingegeben, aber die Nichterfüllung derselben hat nur das Gefühl der Knechtschaft un-

---

Interesse, für die Sicherheit der Freiheiten, des Eigenthums, der Religion und alles dessen, was uns werth und theuer ist, es nothwendig erachtet, daß jährlich eine gewisse Summe durch Auflagen, Zölle ꝛc. aufgebracht und zur Beförderung jener Zwecke an die Staatskasse entrichtet werde, wie wäre es da denkbar, daß ein redlicher Mann zu diesem nothwendigen Aufwande nicht gern und willig seinen Antheil beitrüge? Kann er auf den Character der Redlichkeit Anspruch machen, wenn er der Bezahlung seines Antheils durch List oder Trug ganz oder theilweise zu entgehen sucht? — Was würden wir von einem Manne sagen, der Abends mit seinen Freunden im Wirthshause tafelte, Alles mit ihnen genösse, und dann durch List versuchte, die Andern für ihn mit bezahlen zu lassen, selbst aber frei auszugehen? Wenn ein Solcher, sobald man seinen Willen, einen Andern zu hintergehen entdeckte, unfehlbar ein elender Wicht gerannt werden muß, — welchen Namen verdient Derjenige, welcher die unschätzbaren Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft genießt, und dennoch der Entrichtung seines rechtmäßigen Beitrags zu den Staatsbedürfnissen, obgleich dieser durch seinen eigenen Abgeordneten im Parlamente (der Ständeversammlung) bestimmt ist, durch eigenen Schleichhandel ꝛc. zu entgehen, und seinen Antheil ungerechter Weise den redlichen, und vielleicht weit bedürftigeren Mitbürgern, aufzubürden sucht?"

erträglicher gemacht. Statt Abhilfe zu leisten, hat England mit jedem Jahre nur Kunstgriffe versucht, welche die Colonien nur mehr aufbringen mußten, und wenn sie diese Maaßregeln mit Gewalt durchsetzen wollen, so werden sie Amerika in ein Blutgefilde verwandeln. Ich will aber das Beste hoffen." —

Es war zu spät! — Während Franklin in England noch auf gütliche Beilegung hoffte und hinarbeitete, war der Bürgerkrieg in Amerika schon entbrannt. Der Hafen von Boston war gesperrt, die Verfassung von Massachusetts mit bewaffneter Macht aufgehoben, — Bürgerblut floß — und nun traten sämmtliche dreizehn Provinzen am 5. Sept. 1774 zu einem Congreß zu Philadelphia zusammen, und brachen allen Verkehr mit England ab. — Aber immer noch wollte man weder in Amerika Trennung von Großbritanien, noch viel weniger den Krieg; — nur gleiche Rechte mit Großbritanien verlangte das mündig gewordene Amerikanische Volk! England aber dachte nicht daran, sie zu gewähren; es hielt sich für stark genug, sie ihm zu verweigern, und das war des stolzen Englands Irrthum, den es büßen sollte! Vergebens schrieb Franklin eine Schrift voller Wahrheit unter dem Titel: „Anweisung, ein großes Reich klein zu machen," in welcher er wahr, beredt, frei und muthig schilderte, wie das unkluge Verfahren der Englischen Regierung geradezu darauf berechnet scheine, den Abfall der Colonieen zu veranlassen; — der rechtschaffne Franklin, der sein Vaterland eben so innig liebte, als er Englands Wohl wollte, ward argwöhnisch als Amerikaner bewacht, versucht, verklagt und zuletzt, zum Dank für seine aufopfernde Thätigkeit, seines Oberpostmeisteramts entsetzt. — Vergebens ereiferte er sich, ohne persönliche Verhältnisse und Beleidigungen einzumischen, fort und fort in Gesprächen, Aufsätzen, Flugschriften und Briefen über das eben so unkluge, als ungerechte Verfahren der Englischen Regierung; vergebens versuchte er selbst in Gemeinschaft mit einigen vornehmen und geachteten Englischen Lords eine Ausgleichung zu Stande zu bringen, und das Englische Parlament für Amerika günstig zu stimmen, — alle besänftigenden Maaßregeln wurden verworfen. Die Englische Regierung wollte nun einmal die widerspänstigen Colonieen durch Zwangsmaaß-

regeln demüthigen, Nichts nachgeben, von Verhandlungen Nichts wissen, ja selbst die unangenehme Wahrheit gar nicht hören. Man verwarf Franklins wohlgemeinte Pläne, selbst sein großmüthiges und gewagtes Anerbieten, die Entschädigung für den zu Boston vernichteten Thee, (im Fall diese Frage der Vereinigung im Wege sein sollte,) zu verbürgen, wobei er sein Vermögen aufs Spiel setzte. — Selbst das ward zurückgewiesen. Man verachtete seine Warnungen, und ließ den Amerikanern nur die Wahl zwischen gewaltsamen Widerstand und unbedingter Unterwerfung unter England. Hatte Franklin nicht recht, wenn er bei den vergeblichen Verhandlungen mit dem Englischen Parlamente beißende Bemerkungen machte über diese Versammlung erblicher Gesetzgeber im Oberhause, und ironisch fragte, ob man nicht auch erbliche Professoren der Mathematik habe! Hatte er nicht Recht, an dem gewählten Unterhause eben so streng zu tadeln, daß es aus Abgeordneten bestehe, die durch bestochne Wähler erwählt wären?*) — Von solchen Behörden sollten auch die 3 Millionen Amerikanische Staatsbürger sich Gesetze geben, sich Steuern auflegen, sich regieren lassen? — Von Behörden, die des fernen Amerikas Bedürfnisse nicht kannten, seine Rechte nicht achteten, und nur sein Geld haben wollten?! —

Es mußte anders werden; — wenn nicht im Guten, so im Bösen; und als selbst das Oberhaus die Amerikanische Nation für Schurken erklärte, ihnen Muth, Religion und Verstand absprach, und Franklin, als stummer Zuhörer dieser Parlamentsversammlung, nun deutlich sahe, daß alle Mühe, Eintracht herzustellen, und Gerechtigkeit für sein Volk zu erlangen, vergeblich sei, als er erfuhr, daß man damit umgehe, ihn als Aufwiegler und Rebellen zu verhaften, da kehrte der muthige Volkstribun nach Amerika zurück. Am Bord des Schiffs aber schrieb er das nieder, was er gewollt

---

*) Es ist nämlich in England denen, welche Parlamentsglieder werden wollen, erlaubt, sich öffentlich um die Gunst der Wahlmänner zu bewerben. Dabei wenden Viele oft auch unerlaubte Mittel an, um nur gewählt zu werden, und es kommt noch jetzt sehr oft vor, daß eben sowohl von der Regierungspartei, als von andern Parteien, Stimmen erkauft, die Wahlmänner also bestochen werden, wenngleich das gesetzlich verboten ist.

und ohne seine Schuld nicht erreicht: — Vereinigung Amerikas mit England auf den Grundlagen des Rechts und der Billigkeit: — Volksvertretung durch einheimische, selbstgewählte Kammern, Freiheit der innern Gesetzgebung, gleichmäßige Besteuerung, unabhängige Gerichtshöfe, Volksbewaffnung, Handelsfreiheit für Amerika, wie für England! — Das war die Freiheit, die er für sein Volk erringen wollte, — eine gesetzmäßige Freiheit, die Unterthanspflichten gern übt, Unterthanlasten gern trägt, — weil sie Menschenrechte hat! — Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz war Franklins Wahlspruch, und nur Englands Unrecht und gesetzloses Handeln waren Schuld, daß er ein Republikaner ward! —

Zwölftes Kapitel.

Franklins Thätigkeit in der Ständeversammlung seines Vaterlandes.

Mit Beweisen der wärmsten Liebe und Theilnahme ward Franklin in Amerika empfangen, und gleich am Tage nach seiner Ankunft von der gesetzgebenden Versammlung zu Philadelphia zum Abgeordneten in den Congreß, (d. h. die Versammlung der Abgeordneten aller Amerikanischen Colonien) erwählt.

Wie froh war er doch, erlöst zu sein von den undankbaren Staatsgeschäften in England, den Arbeiten ohne Ziel und Erfolg! Hier in Amerika war er unter Freunden, hier konnte er wirken, weil man ihm traute, hier ward ihm seine Liebe zum Vaterlande nicht als Verbrechen angerechnet, wie in England! Vaterländische Luft umgab ihn wieder, einheimische, bekannte Gesichter blickten ehrfurchtsvoll, vertrauend und liebend auf ihn, als den Retter des Vaterlands, als den einzigen Mann, der in stürmisch bewegter Zeit das Steuer in den, ihre Kräfte fühlen lernenden Staaten, übernehmen könne!

Freilich hatte er während seiner Abwesenheit manche Verluste erlitten; seine Frau, die eifrig seinen Geschäften vorgestanden hatte, war todt, — und was ihm, den Vertheidiger der Volksfreiheit, am meisten schmerzen mochte, — sein einziger, hoffnungsvoller Sohn war auf der Seite der Englischen Regierungspartei! — — Franklin ehrte des Sohnes Grundsätze, obschon sie nicht die seinen waren. Schon von England aus hatte er ihm 1773 geschrieben: „Ich kenne deine Gesinnungen und weiß, daß sie von den meinigen abweichen. Du bist durchaus ein Mann der Regierung; darüber wundere ich mich gar nicht, mag dich auch nicht im Mindesten bekehren. Nur wünsche ich, daß du geradsinnig und fest handelnd, jene Zweiächselei meidest, welche Verachtung und Haß verdient. Kannst du deines Volkes Glück fördern und es glücklicher abgeben, als du es fandest, so wird dein Andenken in Ehren bleiben, welches auch deine politischen Grundsätze sein mögen." —

Während des ganzen nun folgenden Krieges stand Franklin mit seinem Sohne in keiner Verbindung, und das Alles mag ihn als Vater, wie als Freund seines Vaterlandes, der nun einmal das einzige Heil in der Trennung von England sah, tief geschmerzt haben. — Gewiß nicht ohne Beziehung auf dieses sein eignes Schicksal sagt er wehmüthig und freudig: — „Wer eine große Familie hat, ist freilich, so lange er sie hüten muß, eine breite Zielscheibe für den Schmerz — aber auch für die Freude. Wenn wir mit unsrer kleinen Flotte von Kähnen in das Weltmeer auslaufen und nach mehreren Häfen steuern, hoffen wir Jeder auf eine glückliche Reise. Aber widrige Winde, verborgene Klippen, Stürme und Feinde fordern auch ihren Theil von den Begebenheiten; und wiewohl dieß ein Gemisch von fehlgeschlagenen Erwartungen veranlaßt, so sollten wir doch, wenn wir das Wagniß bedenken, uns glücklich preisen, wenn Einige glücklich wiederkehren."

Und der Sohn kehrte wieder! Als der Krieg beendigt, und wieder Friede war mit England, suchte der Sohn dem alten Vater sich wieder zu nähern, und der Greis freute sich innig des wiederhergestellten Liebesverkehrs: „In der That," schrieb er damals an den Sohn, „hat mich Nichts so sehr ver-

letzt und bekümmert, als mich in meinem Alter von meinem einzigen Sohne verlassen zu sehen; und nicht nur verlassen, nein, sondern auch mit den Waffen in der Hand ihn mir gegenüber zu sehen, in einer Sache, wo mein guter Name, mein Vermögen und mein Leben auf dem Spiele standen. Du sahest ein, wie du sagst, deine Pflicht gegen deinen König und dein Vaterland erheische dieß. Ich habe dir darüber Nichts vorzuwerfen, daß du in Staatssachen eine andre Gesinnung hegst, als sich. Wir sind alle Menschen, alle dem Irrthum unterworfen. Unsre Ansichten stehen nicht in unsrer Macht; sie bilden sich und werden durch Umstände geleitet, die oft gleich unerklärbar, wie undenkbar sind." —

Dürfen wir es tadeln, wenn unsrem Franklin, nach seiner besten Ueberzeugung, die Pflichten gegen sein Volk und sein Vaterland über die Pflichten gegen eine fremde Regierung gingen, die nach seiner Meinung kein Recht hatte auf die in einem fernen Welttheil liegenden, von Privatpersonen angelegten Colonieen? — Müssen wir's nicht billigen, daß er auch nach Kräften für das als recht Erkannte handelte, — ohne dabei seine Ansichten für die einzig richtigen zu halten?

Der öffentliche Dienst nahm jetzt seine ganze Zeit in Anspruch! Früh sechs Uhr gings in den Sicherheitsausschuß, wo man über die Landesvertheidigung berieth, und von 9 bis 4 Uhr war er täglich im Congresse, und daneben gab's noch so viel zu arbeiten, zu berathen und zu überlegen, daß ein Anderer den Kopf verloren haben würde. — Und welchen Gehalt erhielt er für dieses beharrliche Wirken? Keinen! — Die Vaterlandsfreunde in Amerika wurden wegen ihres Eifers für's Gemeinwohl gar nicht bezahlt. „Die verdorbenen Staaten," sagt Franklin, „mögen ihre Beamten bezahlen, in den neuen, unverdorbenen arbeiten sie umsonst. Man hält die Ehre, dem Staate treu und geschickt zu dienen, für hinlänglich; Gemeingeist ist hier wirklich zu Hause und thut Großes." —

Das sagte und das übte Franklin selbst aus; ja er wollte es auch später durchsetzen, daß in seinem Vaterlande überhaupt alle Gehalte für Staatsbeamte wegfallen sollten, weil er überzeugt war, daß die Aemter, welche von wohlhabenden Leuten, aus Liebe zur Sache und zum Volke, und um

der Ehre willen übernommen würden, weit eifriger verwaltet und weit seltner gemißbraucht würden, auch nie von Unfähigen würden gesucht werden, als die gut besoldeten Stellen, welche oft nur von Ehre und Geld allein liebenden Männern gesucht würden. Sollte darin nicht ein nachahmungswerthes Beispiel für unsere unbesoldeten Stadträthe, Stadtverordneten und Gemeindevorstände liegen?

Noch immer wollte der Congreß eine Aussöhnung mit England versuchen, versprach die durch Rachegefühle und Gewalt, und Blutvergießen erbitterten Theile zu besänftigen, wenn nur die Englische Regierung ihre gegründeten Beschwerden berücksichtigen wollte, und schloß die an den König eingegebene Bittschrift mit den aufrichtigsten Versicherungen ihrer Verehrung vor dem König, und Achtung für ihr Mutterland, von welchem sie keine seiner Würde und Wohlfarth nachtheiligen Vereinbarung verlangen wollten. —

Aber da England, wie früher, Nichts hören, auf keinen Vergleich eingehen wollte, und nur allein unbedingte Unterwerfung der Rebellen unter die Krone verlangte, so that der Congreß den aüßersten Schritt, — er sprach am 4. Juli 1776 aus, daß die dreizehn Englischen Colonieen in Amerika künftig freie und von England unabhängige Staaten sein wollten, und gab darüber folgende öffentliche Erklärung ab:

„Wenn im Verlauf menschlicher Begebenheiten es für ein Volk nöthig wird, die Staatsbande, die es aneinander knüpften, aufzulösen, und unter den Mächten der Erde die gesonderte und gleiche Stelle einzunehmen, wozu die Gesetze der Natur und Gottes berechtigen, so fordert es die schuldige Achtung gegen die Meinung der Menschen, daß es die Gründe, welche es zu dieser Scheidung vermochten, angebe.

Folgende Wahrheiten halten wir für an sich augenfällig: Daß alle erschaffene Menschen gleich sind; daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveraüßerlichen Rechten begabt sind, daß unter diese Leben, Freiheit und Streben nach Glückseligkeit gehören; — daß, diese Rechte zu sichern, Staatseinrichtungen unter den Menschen angeordnet sind, die ihre gerechte Macht von der Zustimmung der Beherrscher ableiten; — daß, wenn irgend eine Form der Staatsregierung diese Zwecke vereitelt, das Volk ein Recht hat, sie zu ändern oder abzuschaffen und

eine neue einzuführen, welche auf solche Grundsätze gebaut ist, und ihre Macht so fördert, wie sie Sicherheit und Wohlsein zu fördern am wirksamsten sind. Zwar räth die Klugheit, langbegründete Staatseinrichtungen nicht um leichter vorübergehender Ursachen willen zu ändern, und die Erfahrung hat gelehrt, daß deßhalb die Menschheit, so lange Uebel nur noch erträglich sind, lieber leidet, als sich durch Abschaffung der gewohnten Formen Recht verschafft. Wenn aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und Anmaßungen, die unwandelbar denselben Zweck verfolgen, die Absicht offenkundig darlegen, das Volk in unbedingte Knechtschaft zu werfen, dann hat es ein Recht, ja die Pflicht, solch eine Staatsform abzuwerfen, und für seine Sicherheit besser zu sorgen." — Hierauf folgen die zahlreichen begründeten Beschwerden gegen die Englische Regierung, welche „taub gewesen gegen die Stimme der Gerechtigkeit und Blutsverwandschaft". „Demnach," so schließt der Congreß, „erklären wir, Stände der Vereinigten Staaten von Amerika, auf allgemeinem Landtage versammelt, mit Berufung auf den höchsten Weltenrichter hinsichtlich der ehrlichen Geradheit unserer Absichten, im Namen und mit Machtvollkommenheit des guten Volks unserer Colonieen feierlich, — daß diese Colonieen freie und unabhängige Staaten sind und von Rechts wegen sein müssen. — Zur Kräftigung dieser Erklärung verbürgen wir uns einander wechselseitig im festen Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung mit Leben, und Vermögen und Ehre!" —

Es war ein ungeheures Unternehmen, daß die jungen Staaten, ohne Kriegsheere, ohne Festungen, ohne Kriegsflotte, ohne Verbündete, ohne Geld, aber voll Freiheitsliebe, voll Erbitterung über den unerträglichen Druck, sich gegen das mächtige, reiche England mit seinen Heeren und Flotten und unermeßlichen Hilfsquellen, erhoben! — Wenn es mißlang, so wäre ihr Zustand jedenfalls weit trauriger geworden, so hätte England mit den Besiegten sich jedenfalls Alles erlaubt! — Und es wäre fast mißlungen! — Schon gab man einmal Alles verloren, — schon dachte man nach langem, blutigem Kriege an schmachvolle Unterwerfung; — als ein günstiger Zufall Alles änderte! — Wenn nun dieser Zufall nicht eingetreten wäre? — O, der Congreß hat beim An-

preisen der allgemeinen Rechte der Menschen und der Völker, Regierungen zu ändern und abzuschaffen, kein wahreres Wort geredet, als wenn er sagt: „Es räth die Klugheit, lange begründete Staatsführungen nicht um leichter vorübergehender Ursachen willen zu ändern, und die Erfahrung aller Zeiten hat gelehrt, daß die Menschheit, so lange die Uebel nur erträglich sind, besser leidet, als sich durch Abschaffung der gewohnten Formen Recht verschafft." Nur wenige Revolutionen gegen mißliebige Regierungen sind geglückt, und gar oft nur durch zufällige günstige Umstände! Tausende von Aufständen sind mißglückt, haben ganze Völker ins Unglück gestürzt, und eigennützigen, ehrsüchtigen Menschen Gelegenheit gegeben, sich zu bereichern. Daß die Haupter der Nordamerikanischen Revolution sämmtlich so edle und uneigennützige Männer waren, war ein Glück für das Volk, das ohne sie gewiß unglücklich geworden wäre! — Oft leider wechseln durch die Revolutionen nur die Herrn, und Franklin selbst sagt: „Die Menschen haben eine natürliche Neigung für die monarchische Regierungsform. Diese befreit sie zuweilen von aristokratischer Herrschaft — (der durch Geld oder Geburt Angesehensten) und sie hätten doch lieber Einen Tyrannen, als fünfhundert. Die Monarchie giebt dem Bürger mehr den Schein der Gleichheit, und das lieben sie. — Ich bin besorgt, daß die Regierung dieser Nordamerikanischen Staaten in Zukunft doch in eine monarchische Form übergehen möge." —

Jetzt begann der Bürgerkrieg, der unselige Krieg, von dem Franklin selbst sagt: „Nach meiner Meinung gabs nie einen guten Krieg, und nie einen schlechten Frieden. Welch einen Zuwachs an Lebensannehmlichkeiten könnte die Menschheit erlangt haben, wenn alles im Krieg verbrauchte Geld zu nützlichen öffentlichen Unternehmungen verwendet worden wäre! Wie hätte der Ackerbau verbreitet werden können, selbst bis zu den Gipfeln unsrer Gebirge; wie viele Flüsse hätten schiffbar gemacht und durch Kanäle verbunden, wie viele Brücken, Wasserleitungen, Straßen und andere öffentliche Werke und Gebaüde hätten vollendet werden können, um dieß Land zu einem wahren Paradiese zu machen, wenn man die Millionen zu guten Zwecken benutzt hätte, die im letzten Kriege verwendet wurden, um Arges zu thun, um

Tausende von Familien elend zu machen, und das Leben so vieler Tausend arbeitender Menschen zu zerstören, welche nützliche Arbeiten verrichtet haben könnten." — Und es ist allerdings wahr, daß Amerika manche Steuer an England von den Millionen, die der Freiheitskrieg gekostet hatte, hätte bezahlen können!

Da man kein geprägtes Geld hatte, so schlug Franklin vor, abermals Papiergeld zu machen, und weil das ein sehr wohlfeiles Mittel war, und man überall das Papiergeld für baare Münze annahm, so hatte man bald für 30 Millionen Thaler Papiergeld in Umlauf gesetzt. Damit führte man Krieg, und es ist allerdings die Vaterlandsliebe der Amerikaner höchst rühmend anzuerkennen, mit welcher sie in der Zeit allgemeiner Noth das Papiergeld der jungen Regierung für baares Geld nahmen, obschon Niemand mit Gewißheit wußte, ob die Staaten jemals im Stande sein würden, es gegen baares Geld einzutauschen. Dadurch nur war es möglich, den Widerstand fortzuführen, und Franklin rühmt sich nicht mit Unrecht, England durch „alte Lumpen und Kienruß, in Papiergeld umgewandelt," geschlagen zu haben. —

Andre Verhandlungen mit einem englischen General zerschlugen sich abermals, weil der General wieder nur Verzeihung des Geschehenen unter der Bedingung vollständiger Unterwerfung bewilligen konnte, und das Volk blieb unter den Waffen.

Jetzt dachten die jungen Staaten auch daran, ihre Regierungsangelegenheiten zu ordnen. Sie waren frei, aber Freiheit kann nicht bestehen ohne Gesetz und Obrigkeit. Gesetzen, vor allen solchen, die er selbst gemacht oder wenigstens berathen, unterwirft der freie Mann sich gern! Die freien Republiken gaben also sich selbst Gesetze und Regierungen, und Franklin wurde abermals bestimmt, die Verfassung für sein Vaterland Pennsylvanien zu entwerfen. — Sie ward der Ständeversammlung, deren Präsident Franklin war, vorgelegt, angenommen und eingeführt. —

Demungeachtet ward jetzt bei allen günstigen Erfolgen den Regierungen der jungen Freistaaten gewaltig Angst. Es fehlte doch an Geld, um Waffen, Schießbedarf und Truppen zu bezahlen; das Vertrauen zu dem Papiergeld, das man in so großer Menge ausgegeben, war doch sehr gesunken, und

die Papiere hatten sehr an Werth verloren! Fast wäre es so gegangen, wie später mit den Assignaten in Frankreich,*) Niemand mochte sie mehr für Geld annehmen, weil man immer mehr einsah; daß der Staat die Papiere nicht würde einlösen können! Und dennoch wollte man die mit so vielem Blute, so vielem Gelde bereits errungene Unabhängigkeit, die herrliche, freie Verfassung, durch welche die freien Völker ihre Regierungsangelegenheiten selbst geregelt hatten, um keinen Preis wieder hingeben! — Man beschloß kein Opfer zu scheuen, sondern Alles zu versuchen, um England kräftigen Widerstand leisten zu können, und fiel dabei auf Frankreich, ob Frankreich nicht dem jungen Staate Geld und Kriegsbedarf und Unterstützung gewähren möchte. — Zwar war es dasselbe Frankreich, mit welchen die Englischen Colonieen nur eben Krieg geführt hatten; aber Frankreich war ja Englands Erbfeind! Dennoch getraute sich Niemand unter den unerfahrenen Staatsmännern Amerikas, diese verwickelte Sendung zu übernehmen, und Alles drang in Franklin. Ihn sah man mit Recht für den tauglichsten Mann, für den einzigen Nothhelfer an; er war als Staatsmann, wie als Gelehrter bereits in Europa bekannt und geachtet, und Franklin konnte und wollte nicht widerstehen; des alten schwachen Mannes Vaterlandsliebe war nicht geringer, als die des jungen. Er ging — obschon 71 Jahr alt, mit noch einigen Bevollmächtigten nach Europa; Franklin begab sich nach Frankreich; — dieses sollte helfen, und es half! —

Dreizehntes Kapitel.

Franklin als Gesandter in Frankreich.

Die langwierige Seereise hatte den alten Mann bedeutend angegriffen, als das Schiff an der Küste Frankreichs landete. Noch beschwerlicher war die Landreise nach Paris.

---

*) Dem während der Revolution in Frankreich ausgegebenem Papiergelde.

Das Fuhrwerk," so erzählt er, „war erbärmlich, die Pferde getrieben, der Abend düster, außer uns kaum Ein Reisenr auf der Straße. Um nun die Fahrt noch ergötzlicher zu achen, so hielt der Kutscher an einem Walde an, wo wir urch mußten, um uns zu sagen, daß Raüber diesen Wald nsicher machten, und erst vor 14 Tagen einige Reisende gede auf diesem Flecke beraubt und ermordet hätten." —

Dennoch kamen die Reisenden glücklich, wenn auch erattet, in Passy bei Paris an, wo Franklin in einem artenhause eines begeisterten Amerikanerfreundes wohnte, nd während seines ganzen, beinahe neunjährigen Aufentaltes, (denn so lange dauerten die Verhandlungen mit der anzösischen Regierung,) wohnen blieb. Die erste, für den merikaner angenehme Nachricht war, daß die französische egierung insgeheim, um dem Erbfeind England zu schaen und vielleicht einen Handelsvertrag mit den Colonien einuleiten, 200 Kanonen, 30,000 Flinten und andern Kriegsedarf nach Amerika geschickt habe! —

Natürlich ward durch die Anwesenheit eines Amerikanihen Gesandten in Frankreich das Verhältniß mit England nicht besser, und als Franklin einmal den Englischen Gesandten um Auswechslung gefangener Amerikaner gegen benfalls gefangene britische Unterthanen anging, antwortete er stolze und gefühllose Engländer: „daß er von Empörern eine Briefe annehme, wenn sie nicht Seine Majestät um Gnade bäten." — Und doch war hier blos von einer Handung der Menschenliebe die Rede! Ja England ward imner übermüthiger, je trostloser die Aussichten der Colonieen wurden.

Die Nachrichten aus Amerika nämlich lauteten schlecht. „Die Amerikanischen Heerhaufen," hieß es, „liefen rottenweise davon, die Anführer seien mißvergnügt, der Congreß uneinig und ohnmächtig, — Alles sei unzweifelhaft verloren;" — und selbst die Freunde Amerikas hielten ihr Vaterland im Kampfe für seine Unabhängigkeit schon für besiegt! Die Feinde frohlockten über die unbedingte Unterwerfung der Rebellen, die Vaterlandsfreunde trauerten über das umsonst vergossene Blut und Franklins Sendung schien gänzlich zu misglücken, denn die französische Regierung zeigte immer größere Unentschiedenheit, und schien ihre Unterstützung ganz

entziehen zu wollen. Da änderte ein unvorhergesehenes Ereigniß Alles. — Die Britischen Truppen in Amerika, 6000 Mann stark, waren von dem Amerikanischen General Gates zu Saratoga den 17. Oct. 1777 umzingelt und gefangen genommen worden! —

Dieses anscheinend zufällige Ereigniß, ohne welches die Revolution wahrscheinlich verunglückt wäre, hatte die unglaublichsten Erfolge! — Frankreichs Volk, das, selbst freiheitslustig, stets die größte Theilnahme für den Freiheitskrieg der Amerikanischen Colonien gehabt, feierte den Sieg durch öffentliche Freudenbezeugungen, und Frankreichs Regierung entschloß sich jetzt, mit den siegreichen Colonieen ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, dem es bis jetzt vorsichtig ausgewichen war. Franklin war es abermals, der die Regierung zu diesem enschiedenen Schritte drängte. Amerika, das von England aus bevölkert worden war, warf sich dem Nebenbuhler Englands in die Arme. „Man hat Amerika," sagt Franklin, „in Frankreichs Arme gezwungen und gestoßen." — Den Mittelsmann aber machte ein Mann, der keinen Lehrmeister als sich selbst gehabt, — ein Buchdrucker aus Philadelphia, — der einst mit dem Schubkarren in der Stadt herumfuhr! — Er drängte die französischen Minister zu einer Entscheidung — Er erzwang endlich eine öffentliche Audienz durch die Drohung, daß Amerika sich mit England verständigen werde, wenn Frankreich nicht binnen 24 Stunden den Vertrag unterzeichne. — Noch an demselben Abend ward Franklin an den französischen Hof beschieden und das Bündniß mit den jungen Nordamerikanischen Freistaaten unterzeichnet. —

Franklin soll zu dieser Audienz dasselbe Sammtkleid angezogen haben, in welchem er vor dem Oberrichter in England, des angeblich verletzten Briefgeheimnisses wegen, so tief gekränkt worden war, und als er Abends nach Hause kam, bei dem Ausziehen desselben gesagt haben: „Dieses Kleid will ich als eine Trophäe aufbewahren, denn darin bin ich von Wedderburne gröblich beleidigt und betrogen worden, und in demselben Kleide habe ich dafür volle Rache genommen!" —

Wir wissen nicht, ob diese Geschichte wahr ist, wünschten aber, sie wäre nicht wahr, damit die Vaterlandsliebe des Man-

es, den wir so gern ganz ehren möchten, nicht durch dieses inmischen persönlicher Rache befleckt werden möchte! —

Amerikas Unabhängigkeit war nun von Frankreich nerkannt, und Franklin, der einfache Buchdrucker von Philadelphia, selbst vom König von Frankreich, dem nglücklichen Ludwig XVI., feierlichst empfangen worden. Der ehrwürdige Greis, der in seiner einfachen Kleidung, sei- em schlichten grauen Haare und ehrwürdigem Greisenantlitz ie Aufmerksamkeit aller auf sich zog, ward von den hohen Herrschaften mit Auszeichnung, vom Französischen Volke mit händeklatschen und allen möglichen Freudenbezeugungen mpfangen, die dem uneigennützigen, unermüdlichen Manne, er mit Gottes Hilfe durch Verkettung günstiger Umstände einem Vaterlande so wichtige Dienste hatte leisten können — ewiß unendlich wohl gethan haben mögen. Die ausgezeich- etsten Leute bemühten sich um seine Bekanntschaft. Die kademie empfing ihn als den zweiten „Solon“*) mit lautem Zurufe, und nicht blos der bekannte französische Schriftsteller Voltaire, der Philosoph von Ferney, suchte den Weisen von Philadelphia kennen zu lernen, sondern selbst der un- vergeßliche Kaiser Joseph II., der damals als junger Mann um Besuch in Paris war, ließ sich dem edlen Amerikaner vorstellen. Sein Bild ward in unzähligen Abdrücken in ganz Europa verkauft, und mancher wunderte sich, daß das ein- fache Gesicht den gefeiertsten Bürger Europas darstellen sollte!

Jetzt freilich, nachdem die Amerikanischen Colonien an Frankreich einen mächtigen Bundesgenossen erhalten hatten, — jetzt bot England Frieden, — aber zu spät! — Jetzt machte es die Zugeständnisse, die es längst hätte machen sol- len: keine Englischen Armeen in Amerika zu halten, die Co- lonien nie ohne ihre Einwilligung zu besteuern, ihren Abge- ordneten Sitz und Stimmen im Englischen Parlamente zu gewähren; — die Amerikaner lachten und meinten, das Er- stere brauche England ihnen nicht zu gewähren, das hätten sie ja schon, und statt des letztern wollten sie jetzt lieber eine einheimische, freie Regierung. — Das Nachgeben kam zu spät.

„Es ist unmöglich,“ sagt Franklin, „daß wir daran denken können, uns einer Regierung wieder zu unterwerfen,

*) Solon war ein berühmter Gesetzgeber des Alterthums.

die mit der muthwilligsten Barbarei und Grausamkeit mitten im Winter unsre wehrlosen Städte verbrannt, und sich nicht geschämt hat, die Wilden zur Ermordung unsrer Landwirthe, die Sclaven zur Empörung gegen ihre Herren aufzureizen, und eben jetzt fremde Söldner herschickt, um unsre Ansiedlungen mit Blut zu beflecken. Diese schrecklichen Maßregeln haben jeden noch übrigen Funken von Liebe zu dem einst uns so theuren Mutterlande völlig ausgelöscht, und wenn es uns dennoch möglich wäre, zu vergessen und zu vergeben, so wird es doch der Britischen Nation unmöglich sein, dem so schwer gekränkten Volke der Amerikaner zu verzeihen; — sie wird diesem nie wieder trauen, nie wieder den Genuß einer Freiheit zugestehen, die sie für sich selbst in Anspruch nimmt, weil sie wohl weiß, daß sie ihnen den gerechtesten Grund zu ewiger Feindschaft gegeben hat!"

Jetzt entbrannte der Krieg von Neuem, weit erbitterter als zuvor; — auf allen Meeren, in allen Ländern verfolgten, plünderten und mordeten sich Englische, Amerikanische, Französische und Spanische Kriegsflotten und Heere, und Frankreich gab ungeheure Summen und Kriegsvorräthe, — aus durchaus nicht uneigennütziger Freundschaft, nur um England zu schaden. Wohl mag Franklin manchmal schaudernd an all das furchtbare Elend gedacht haben, das nach seiner Meinung als nothwendiges Opfer für die Freiheit fließen mußte, und sich doch vielleicht gesagt haben, ob nicht noch auf andere Weise Manches hätte erreicht werden können, ohne den furchtbaren Bürgerkrieg, der die Nachkommen Englands gegen Stammes- und Blutsgenossen bewaffnete! — Aber das müssen wir zu Franklins Ehre sagen, daß er Alles that, um den Frieden wieder herzustellen. „Niemand," sagt er selbst, „wünscht steten Frieden unter den Menschen aufrichtiger als ich; aber voraus geht der Wunsch, daß sie auch billig und gerecht seien, sonst ist ein solcher Frieden unmöglich, und böse Menschen haben in der That kein Recht, ihn zu erwarten, und an einen Freund in England schreibt er 1782: „Ich vereinige mich herzlich mit Ihnen in dem Wunsche, daß wir doch Mittel finden möchten, der um sich greifenden Flamme dieses teuflischen Krieges Einhalt zu thun." Nichts weniger that er Alles, was in seiner Macht stand, damit der Krieg menschlich geführt würde, —

wenn nicht überhaupt aller Krieg etwas über alle Begriffe Unmenschliches und Abscheuliches wäre! Und da selbst auf dem Meere ein offner Raüberkrieg geführt wurde, und wegen der Kaperschiffe der kriegführenden Nationen selbst für friedliche Kauffahrtheischiffe alle Meere unsicher waren, so suchte Franklin sowohl die Schiffe von Auswanderern, so wie auch die Schiffe des damals auf Entdeckungsreisen gesandten Englischen Capitain Cook durch mitgegebene Freibriefe vor den Kaperschiffen zu schützen, und England selbst dankte dem Amerikaner dafür durch Uebersendung eines gedruckten Exemplars der Reise Cooks — und einer goldenen Denkmünze! —

Leider ward diese allbekannte Gefälligkeit Franklins sehr mißbraucht; er ward mit Besuchen überlaufen und täglich mit unzähligen Briefen um Empfehlung fremder Personen angegangen, die er nie gesehen; — ja, man lud ihn selbst zu Tische, um ihn zu benutzen. „Sie haben keinen Begriff," schreibt er an einen Freund, „wie ich geplagt werde. Alle meine Freunde sucht man auf und quält sie, daß sie mich quälen. Hohe Beamte von jedem Rang und allen Behörden, — hohe und niedere Frauen zerreißen mich, die ausgemachten Bittsteller noch abgerechnet, vom Morgen bis in die Nacht. Jeder in meinen Hofe vorfahrende Wagen setzt mich in Schrecken. Ich fürchte mich, eine Einladung zum Essen außer dem Hause anzunehmen, weil ich fast gewiß bin, daß ich einen Offizier, oder eines Offiziers Freund dort treffe, der, sobald mich einige Gläser Champagner in frohe Laune bringen, seinen Angriff auf mich macht!"

Die großen Herren haben auch ihre Noth, und das ist gut; es ist immer noch besser, ein geplagter großer Herr, als ein plagender Bittsteller zu sein, der oft nicht weiß, wie er am wenigsten lästig werden möchte! — Hierzu kam noch, daß die Plänemacher der ganzen Welt Franklin, den bekannten Naturforscher und Erfinder mit angeblichen Erfindungen, unausführbaren Entwürfen und geldschneiderischen Geheimnissen behelligten.

Bei allen diesen vielfachen Beschäftigungen fühlte der 75jährige Greis durch einen langen und starken Anfall von Fußgicht sich sehr angegriffen und seine frühere Körperkraft erschöpft. Er dachte ernstlich daran, sein beschwerliches Amt niederzulegen, und in Ruhe einige Jahre im behaglichen Ge-

nusse alles dessen zu leben, was ein alter Mann sich wünscht und woran ihn jetzt sein Amt hinderte. Funfzig Jahre lang hatte er seinem Vaterland in Staatsämtern treu gedient; — jetzt wollte er ausruhen und bat den Congreß um seine Entlassung.

Aber das Vaterland bedurfte seiner, und der Congreß schlug das Gesuch um Entlassung ab, und bat den edlen Mann nur bis zum Frieden, den Er mit herbeiführen sollte, dem Vaterlande seine Dienste nicht zu entziehen. „So muß ich denn," sagte er, „wieder an die Arbeit und danke Gott nur, daß meine Gesundheit und Munterkeit wieder etwas zugenommen haben." — Seine Feinde hatten sich umsonst gefreut, und indem er erwähnt, wie sie sich ärgern würden, daß er als eine Gunst fordere, was sie, um ihn zu kränken, ihm hatten entreißen wollen, und daß er demungeachtet Gesandter bleiben müsse, setzt er selbst hinzu: „Aber dergleichen Betrachtungen sollten eigentlich nie unser Verhalten bestimmen. Wir sollten stets thun, was das Beste scheint, ohne uns sehr zu bekümmern, wie Andre darüber denken." — Er blieb, obschon er wiederholt schreibt, „daß er des Ministerwesens schon längst satt sei, und sich statt Gutes und Allem nichts weiter wünsche, als ein wenig Ruhe, ehe er schlafen gehe." — Er, der so Vielen gedient, wünschte, für die wenige ihm noch übrige Zeit, sein eigner Herr zu sein. „Erlebe ich's, daß dieser Friede geschlossen wird, so werde ich den Congreß an sein Versprechen erinnern, mich zu entlassen. — Freudig werde ich dann mit dem alten Simon singen: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben dein Heil gesehen!" —

Und endlich sollte Franklin diese Freude erleben. Nachdem durch den beabsichtigten Verrath eines Amerikanischen Generals noch einmal die Unabhängigkeit der Staaten auf dem Spiele gestanden hatte, — Amerika aber auch dieser Gefahr entgangen und an eine Wiedervereinigung mit England nicht mehr zu denken war, ward endlich, nachdem Franklin auch mit Schweden und Preußen ein Bündniß vermittelt hatte, am 3. Sept. 1783 durch einen Vertrag der Friede mit England geschlossen.

„Endlich," schreibt Franklin, — „endlich, Gott sei's gedankt! — ist Friede, und lange, lange möge er dauern!

Alle Kriege sind Thorheiten, sehr kostspielige nnd sehr unheilbringende Thorheiten. Wenn die Menschen, zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten würfelten, und der gewinnende Theil von beiden Theilen das erhielt, was beiden ein Krieg gekostet haben würde, es wäre weit vortheilhafter für beide Theile, als deßhalb Krieg zu führen, und sich einander zu vernichten.“*)

Jetzt wurde des Greises Heimweh nach dem Vaterlande, wo er sein gemeinnütziges Leben in der süßen Gesellschaft alter Freunde und seiner Familie zu beschließen wünschte, immer lebhafter, je mehr sein Alter und seine Kränklichkeit — (er litt ungemein an Steinbeschwerden) — zunahmen. — Er wünschte nur noch seinen Enkel, der im Staatsgeschäfte ihm amtlich beigeordnet war, versorgt zu sehen. Endlich am 12. Juli 1785 durfte er abreisen. Da er wegen seiner schmerzhaften Krankheit nicht fahren konnte, so ward der edle Republikaner in der Sänfte der Königin von Frankreich — der unglücklichen Antoinette, die später auf dem Schaffotte sterben sollte, durch Maulthiere bis an den Einschiffungsplatz gebracht, und der Fremde erfuhr unterwegs und dort die ausgezeichnetsten Beweise von Achtung, Aufmerksamkeit und Artigkeit von Hohen und Niedern! —

Vierzehntes Kapitel.

Franklins Ruhetage im Vaterlande.

Am 14. September des Jahres 1785 kam Franklin wohlbehalten im lieben Vaterlande, in Philadelphia, an. Seine Ankunft war bekannt geworden, und das ganze Volk

---

*) Franklin selbst erzählt: Im Jahre 1733 führte England mit Spanien Krieg wegen einer Summe von 95,000 Pfund Sterling, (es hätte also jeder einzelne englische Unterthan kaum $\frac{1}{4}$ Stüberstück gewinnen können;) — an diesen Krieg wendete es 40 Millionen Pfund Sterling und das Leben von 50,000 Menschen; endlich aber machte es Friede, ohne daß es die geforderte Summe bekam!

hatte sich am Ausschiffungsplatze versammelt, als sein Schwiegersohn kam, und ihn vom Schiff in einem Nachen abholte. Mit dem Zurufe der Volksmasse ward er empfangen, welche allerwärts herbeiströmte, um ihn zu sehen und im Triumph nach seinem Hause zu geleiten. Unterdeß verkündeten die Stadtglocken und Kanonen der Umgegend die frohe Zeitung; der Congreß, die Universität und die vornehmsten Bürger machten ihm ihre Aufwartung, und Jung und Alt wollten ihm Verehrung bezeugen.

Es war, erzählt ein Augenzeuge, ein wahrer Triumphzug. Er zog durch die Straßen dieser Hauptstadt unter den Segenswünschen eines freien und dankbaren Volks, das seine Dienste nicht vergessen hatte.

Die Krieger, welche ihr Blut für eine, mittelst seiner Klugheit gesicherten Unabhängigkeit vergossen hatten, bestrebten sich, ihm die ehrenvollen Wunden zu zeigen; Greise, die den Himmel und Leben bis zu seiner Rückkehr gebeten hatten, umgaben ihn, und ein junges Geschlecht brannte vor Begier, die Züge des großen Mannes zu sehen, dessen Gaben, Dienste und Tugenden in ihren Herzen die ersten Entzückungen der Begeisterung geweckt. Als er vom Hafen, der nun allen Völkern offen stand, nach der Stadt hinzog, dem Muster aller künftigen Hauptstädte, sah er die öffentliche Schule, die er gegründet, im Glanz; sah er das Hospital, eine seiner ersten Stiftungen, dessen Verbesserung ein Werk seiner Vorsicht war, jetzt ganz seinen Wünschen entsprechend; dann überblickte er die durch Freiheit verschönte Umgegend, wo mitten im Wohlstand doch noch einige Spuren Englischer Verwüstung sich zeigten; aber sie dienten durch den Abstand nur dazu, die Freuden des Friedens und Sieges zu heben.

So gelangte Franklin unter dem Freudengeschrei des Volks in sein Haus. — Mit welchen Gefühlen mag er sein Haus betreten, mit welchen Gefühlen den Boden der Heimath begrüßt haben?! — O gewiß hat er damals an jene erste Ankunft zu Philadelphia gedacht, wo er, als entlaufener Lehrjunge, hilflos, schmutzig, und zerrissen, mit zwei Broden unter Arm, am dritten kauend zur allgemeinen Belustigung durch Philadelphia rannte, gewiß hat er daran gedacht, denn er schließt das Tagebuch seiner Reise mit

den Worten: „Gott sei Preis und Dank für alle seine Gnade.“ —

Nun folgten die Begrüßungen der philosophischen Gesellschaft, deren Vorsitzer er als Naturforscher war; — der Universität, die er gestiftet; und von den Gerichten der Stadt und den Officieren des Heeres. Und auch der General Washington kam, seinen Mithelfer zu begrüßen, welcher, wie er mit dem Schwerdt Amerika befreit, mit dem Worte für das Vaterland gestritten hatte. Mit welchen Wonnegefühlen mögen die beiden Männer sich umarmt haben! — Sie blieben ohne Neid und Eifersucht Freunde, und Franklin vermachte noch in seinem Testamente —: „seinen schönen Spazierstock von Wildapfelholz mit goldnem, in Form einer Freiheitsmütze schön gearbeiteten Knopfe, seinem und der Menschheit Freunde, General Washington. Wäre es ein Scepter,“ setzt Franklin dort hinzu, „er hätte es verdient, und er bekäme es.“ —

Bald darauf ward Franklin zum Präsidenten, der ersten Gewalt des freien Staates Pennsylvanien, erwählt.

Des Grobschmids Enkel, der Sohn des Seifensieders, der Buchdrucker, der mit dem Karren durch die Straßen gefahren war, ward in dem freien Amerika, wo nicht Abkunft oder vornehme Verwandtschaft, sondern nur persönliche Tüchtigkeit und eignes Verdienst gilt, der erste Mann im Staate, und eben wieder durch nichts Anderes, als durch das Vertrauen seines Volks. Die Huldigungen und Ehrenbezeugungen galten dem Ehrenmanne, dem Wohlthäter des Vaterlandes; und wer wollte leugnen, daß der Jubel eines glücklichen Volks, daß die Dankesworte und Dankesbeweise unabhängiger Männer aller Stände mehr wiegen, als Ordensbänder, geerbte Würden und hohe Geburt.*) Je freier ein

*) Ueber erbliche Ehren, Ordens- und Adelsverleihung urtheilt Franklin bei Gelegenheit eines Vorschlags über Einführung eines erblichen Ordens für Verdienste folgendermaßen: „Es ist mein Wunsch, daß die Ordens-Ritter, wenn sie ihren Plan wirklich ausführen, verfügen möchten, daß ihre Ordenszeichen anstatt auf die Kinder übertragen zu werden, lieber von den Vätern und Müttern getragen würden. Das wäre ein gutes Beispiel und könnte gute Folgen haben. Auch wäre es keine Neuerung, sondern eine Art der Befolgung des vierten Gebots, worin Gott uns befiehlt, Vater und Mutter zu ehren, während Er nirgends geboten hat, die Kinder zu ehren. Und gewiß! — keine Art, die unmittelbaren Schöpfer unsers

Staat ist, desto mehr gilt das persönliche Verdienst, desto weniger erblicher Adel, desto mehr man fragt bei der Besetzung der höchsten Stellen im Staate nicht, woher kommst du? sondern was bist du! — —

Als aber im Jahre 1787 Abgeordnete von allen Staaten zu Philadelphia zusammen kamen, um eine neue Verfassung für die Vereinigten Staaten Nordamerikas zu berathen, war auch der Greis Franklin abermals als Abgeordneter des Staates Pennsylvanien unter ihnen.

Er erkannte zwar die Mängel der neuen Landesverfassung freimüthig an — und wo gäbe es eine vollkommene Verfassung — „aber," sagt er, „eine allgemeine Regierung thut uns Noth, und es giebt keine Regierungsform, die nicht zum Segen werden könnte, wenn sie gut verwaltet wird." Kein Menschenwerk, auch keine durch eine Volksversammlung verfaßte Constitution ist vollkommen, „denn," sagt Franklin, „wenn man eine Anzahl von Männern versammelt, um aus der Vereinigung ihrer Einsichten Nutzen zu ziehen, so versammelt man mit diesen Männern unvermeidlich alle ihre Vorurtheile, ihre Leidenschaften, und ihre persönlichen, selbstsüchtigen Zwecke. — Bei jeder Regierung hängt die Kraft und der Nachdruck zu Förderung und Sicherung des allgemeinen Glücks größtentheils von der öffentlichen Meinung ab, die man von der Güte dieser Regierungform sowohl, als von den Einsichten und der Rechtschaffenheit ihrer Regenten hat." —

Und bei dieser Gelegenheit zeigte Franklin, — der Greis, wiederum seinen tief religiösen Sinn. Zu Anfang des Freiheitskampfes hatte man nämlich jede der Congreßversammlungen mit einem Gebete begonnen. — Jetzt, da man die Freiheit hatte, die man damals erbeten, war die fromme Sitte, zu beten, eingeschlafen. Da machte Franklin selbst den Antrag auf Wiederherstellung des Gebets: „Wer irgend

---

Daseins zu ehren, kann wirksamer sein, als lobenswerthe Handlungen zu vollführen, welche Ehre zurückwerfen auf die, denen wir unsre Erziehung verdanken, und keine kann geziemender sein, als: durch irgend ein öffentliches Bekenntniß oder Zeichen auszudrücken, daß wir ihren Lehren und ihrem Beispiel das Verdienst unsrer Handlungen zuschreiben." — Schade, daß Franklins Vater nicht Theil nehmen konnte an der Ehre und Freude seines Sohnes! —

von uns, „sagt er freimüthig und demüthig, „in jenen Kampf für unsre Unabhängigkeit verwickelt war, kann in vielen Fällen die zu unserm Heile waltende Hand der Vorsehung unmöglich verkannt haben. Derselben gütigen Vorsehung verdanken wir diese glückliche Gelegenheit, über die Mittel zur Begründung unsres künftigen Nationalwohles hier in Frieden uns zu berathen. Haben wir denn jetzt jenen allmächtigen Freund vergessen? Einen langen Zeitraum habe ich durchlebt; aber je länger ich lebe, desto mehr werde ich durch stets neue Beweise von der Wahrheit überzeugt, daß Gott die Angelegenheiten der Menschen lenkt. Wenn aber kein Sperling vom Dache fällt ohne seinen Willen, wie ist es denkbar, daß ein Reich sich erheben sollte, ohne Seinen Beistand? Es ist uns gesagt worden in der heiligen Schrift: „Wenn der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die daran bauen." — Das ist mein fester Glaube, und eben so fest glaube ich, daß es uns, ohne Seine Mitwirkung bei diesem politischen Bau nicht besser ergehen wird, als den Erbauern des babylonischen Thurms. Unsre Einigkeit wird zerschellen an kleinen örtlichen Interessen, unsre Pläne werden mehr und mehr in Verwirrung gerathen, und wir selbst bis in die fernste Zukunft der Gegenstand des Tadels und des Spottes sein."

Erst nach drei Jahren zog sich 1788 der zweiundachtzigjährige Greis, schwach und der Ruhe bedürftig, ganz von Staatsgeschäften zurück.

Und wie lohnte ihm die neue, durch ihn gestiftete Regierung seine langjährigen treuen Dienste? — Mit Undank! —

Die Extradienste, die er mit mancherlei Nebenausgaben dem Staate neben seinen öffentlichen Aemtern geleistet, vergütete ihm Niemand. Für seine langjährigen Ministerdienste erhielt er nach seiner Rückkehr keine Vergütung, obschon es der Regierung, die Andre weit weniger verdiente Leute sehr anständig zu belohnen pflegte, leicht gewesen wäre, ihm und seine Familie durch Ueberlassung eines Landstrichs zu belohnen; — die lange saure Führung des Postmeisteramts belohnte man dadurch, daß man es ihm nahm, und, ganz gegen die Gewohnheit, ihm nachher nicht einmal Postfreiheit gestattete. Seinem Enkel, den er selbst als seinen Secretair zum Staatsmann erzogen hatte, und welchen er, als die einzige Gunst, die er je verlangt, dem Congreß zur Anstellung vorgeschlagen hatte, ward ein

unbekannter und im Staatsgeschäfte unbewanderter Officier vorgezogen; — — das war der Dank der Regierung für solche Dienste; und Franklin beklagt sich gegen einen Freund bitter darüber. Und dennoch war er so rücksichtsvoll, sich nie öffentlich über diesen schreienden Undank zu beschweren; dennoch spricht der gekränkte Greis am Abend seines Lebens: „Hätte ich auch so unfreundliche Behandlung vom Congreß erwarten können, so hätte dieser Undank doch meinen Eifer und meine Inbrunst für die Sache des Vaterlands nicht erschlafft noch erkältet." Ja, da es sein Grundsatz war, daß in republikanischen Staaten Staatsbeamte keinen Gehalt nehmen sollten, so vertheilte er noch bei seinem Leben nicht nur seinen Gehalt, den er als Präsident erhalten mußte, an Hochschulen, Schulen und zu Kirchenbauen, sondern er vermachte auch in seinem Testamente die noch rückständige Gehaltssumme zu gemeinnützigen Zwecken. Von den noch rückständigen 12,000 Thalern bestimmte er nämlich die Hälfte, in Rücksicht auf sein früheres Buchdruckergewerbe, zu Darlehn für junge, thätige und redliche verheirathete Handwerker, die ihre zeitherigen Pflichten so treu erfüllt hätten, daß wenigstens zwei ehrsame Bürger es bezeugen könnten, und für das geliehene Geld Bürgschaft zu leisten sich entschlössen. — Die andre Hälfte sollte, nebst den Zinsen jener Hälfte stets wieder verzinslich angelegt werden, und würde nach hundert Jahren die ungeheure Summe von 800,000 Thalern betragen. Davon sollten 600,000 zu öffentlichen Bauten, Brücken, Wasserleitungen ꝛc. angelegt werden, 200,000 Thaler aber sollten abermals als Capital angelegt werden. Nach abermals hundert Jahren sollte über die ganze Summe von der Landesregierung verfügt werden. So uneigennützig war Benjamin Franklin als Staatsmann! — Wir wissen aus neuerer Zeit nur ein einziges ähnliches Beispiel anzuführen, das des Königl. Sächs. Staatsministers von Lindenau. Auch dieser edle Volksfreund hat während seiner Amtsführung nicht blos nur einen Theil seines Gehaltes bezogen, sondern auch jetzt, nach seinem freiwilligen Zurücktritte, seine ansehnliche Pension für bedürftige Geistliche und Schullehrer Sachsens bestimmt!

Freilich waren beide reiche Männer, — können sie aber nicht dennoch manchen andern Reichen zum Beispiel dienen?

Wenn also auch Franklin, für all seine Uneigennützigkeit mit Undank belohnt wurde, so ließ er sich doch auch dadurch nicht abhalten, so viel er nur konnte, Gutes für die Menschheit zu wirken. Das Volk, die Nothleidenden aller Art, welches Glaubens sie auch waren, waren seine Brüder und Schwestern; das hat er nicht blos gesagt, sondern auch, gleich jenem großen Menschenfreunde, der für die Menschheit lebte und starb, durch die That bewiesen! — Noch in seinem Testament zeigte sich seine uneigennützige großartige Liebe im vollsten Maße. Hier dachte er nicht blos engherzig an seine Familie, wie Tausend Andre. — Er vergaß sie nicht; er hinterließ ihr ein bedeutendes Stammgeld; — aber er wollte um keinem Preis Alles in der Familie beisammen lassen, — er wollte auch nach seinem Tode wirken. Das bewies er nicht blos durch jenes großartige Vermächtniß, welches wir eben erwähnten, sondern er vermachte auch eine große Summe einzutreibender Schulden dem Hospital zu Philadelphia; er bestimmte ungefähr 600 Thaler, daß von den Zinsen Ehrenbelohnungen für die Schulen der von ihm gestifteten Freischule verwendet werden sollten. — Das Andenken des Gerechten bleibet in Segen; auch seine Werke folgen ihm nach, — und noch Jahrhunderte lang wird man zu Philadelphia, und überall, wo man ein Herz hat für allumfassende, ächtchristliche Menschenliebe, des Buchdruckers zu Philadelphia gedenken, — Benjamin Franklins! — Gehe hin, und thue deßgleichen! — Ja, die größten Gedanken und menschenfreundlichsten Ideen der Gegenwart, an deren Ausführung unsere Zeit noch arbeitet, — sie hat Franklin schon gehegt und vorbereitet. So war er Vorsteher zweier von ihm gegründeter, auf freisinnige und zarte Menschlichkeit beruhender Gesellschaften, — die Eine: zur Erleichterung des Elends in den Gefängnissen, die Andre: zur Abschaffung der Neger-Sclaverei und Verbesserung der Lage der Amerikanischen Wilden!

Das waren die letzten öffentlichen Unternehmungen dieses großen Mannes. Sein körperliches Leiden — (Franklin hatte lebenslänglich fast ununterbrochen sich einer guten Gesundheit erfreut —), ein immer größer werdender Blasenstein, ward immer lästiger, und verursachte ihm die furchtbarsten Schmerzen, so daß er Opium nehmen mußte, um

seine Leiden nur einigermaßen zu lindern. Dennoch war er nicht ungeduldig, nicht unzufrieden mit seinem Schicksale. — „Die Leiden dieses Lebens, sagt er, „sind nur augenblickliche Nadelstiche gegen die gesammte Glückseligkeit unsers Daseins und ohne Zufriedenheit," bekennt der 81jährige Greis, „kann keine Lage glücklich sein, mit ihr, Jede! — Ein Mittel aber mit seiner Lage zufrieden zu werden, ist: sie mit einer schlimmeren zu vergleichen. — So tröste ich mich, wenn ich erwäge, wie vielen furchtbaren Krankheiten der menschliche Körper unterworfen ist, daß mich nur drei befallen haben: Stein, Podagra und Alter, und daß sie mir noch nicht meine angeborne Fröhlichkeit, meine Freude an Büchern und Geselligkeit geraubt." —

Ein langes, wohl angewendetes Leben lag hinter ihm, und war es auch nicht frei von Fehlern und Irrthümern, so war er sich doch bewußt, nach seiner Ueberzeugung das Rechte in den meisten Fällen gedacht und gethan zu haben. Und wer so vieles Gute gethan, so manches gethane Unrecht wieder gut gemacht hat, dem verzeiht man es, wenn, er nicht frei von menschlicher Schwachheit, auch sich selbst überschätzt haben sollte, wenn er sagt: „Ich danke Gott, daß ich in der ganzen Welt keinen Feind als Mensch habe; denn durch Seine Gnade habe ich mich in einem sehr langen Leben doch so betragen können, daß kein menschliches Wesen mit Recht sagen kann: „Benjamin Franklin hat mir Unrecht gethan."

Während er unter allen Umständen, bis an sein Ende Bereitwilligkeit und Geneigtheit, Gutes zu thun, zeigte, so wurzelte auch in dem guten Gewissen unbezweifelt jene unverwüstliche Heiterkeit, die ihn in schmerzenlosen Zwischenräumen nie verließ. Wir sehen den liebenswürdigen Alten bald im Kreise seiner Enkel, bald in Gesellschaft Anderer, Anekdoten aus seinem vielbewegten Leben erzählen, bald sich unschuldigen Spielen hingeben. So wissen wir, daß er namentlich ein ausgezeichneter Schachspieler war. „Ich liebe dies Spiel sehr," sagt er, „aber es verlangt einen hellen und ungestörten Kopf, und Muth ist bisweilen so erforderlich, wie in einer wirklichen Schlacht." — Er selbst erzählt; „Karte spielen wir hier zuweilen in langen Winterabenden, — aber wie man Schach spielt, nicht um Geld, sondern um Ehre, oder die Freude, einen andern matt zu machen. Zuweilen freilich giebt

es mir einen Stich, daß ich die Zeit so müßig vertändele; aber ich tröste mich mit einer mir oft zugeraunten Betrachtung: „„Du weißt, die Seele ist unsterblich, warum wolltest du denn mit einem bischen Zeit so knausern, da du ja eine ganze Ewigkeit vor dir hast?““ So lasse ich mich denn gern überzeugen, und nehme, wie manche andre auch vernünftige Geschöpfe, auch mit einem kleinen, schwachen Grunde vorlieb, wenn er für das spricht, was mich eben zu thun gelüstet, menge die Karte wieder und fange ein neues Spiel an!“

Nun, wer so viel gethan hat, und als Greis noch so viel thut, der mag immerhin, gleich Franklin, sich selbst überreden, und in unschuldigen Geistesspielen Erholung und Zerstreuung nach angestrengter Arbeit suchen!

Aber der Mann, der so viel durch sich selbst geworden war, fühlte, je näher sein Ende kam, immer deutlicher, daß der Mensch doch gar Nichts sei, ohne Gott, ohne den Glauben an Ihn, und die Hoffnung eines ewigen Lebens. „Ich habe,“ sagt er, „in meinen Achtziger Jahren Fußgicht und Stein, und bin noch immer nicht Herr aller meiner Leidenschaften; — Grund genug, zu wünschen, in einem künftigen Leben nicht blos mich so wohl zu befinden, als in diesem, sondern etwas besser! Und das hoffe ich, denn ich vertraue auf Gott! Und wenn ich beobachte, daß in seinen Werken so viel Sparsamkeit und Weisheit ist, wenn ich sehe, daß Nichts vernichtet wird, daß auch kein Tropfen Wasser verloren geht, so kann ich mir die Vernichtung der Seele nicht denken, noch glauben, daß Gott täglich Millionen hinsterben lassen, und sich fortdauernd Mühe machen sollte, neue zu schaffen. Da ich mich nun so in der Welt finde, so glaube ich, ich werde in der einen oder andern Gestalt stets da sein, und bei all den Umgestaltungen, denen das Menschenleben ausgesetzt ist, werde ich Nichts gegen eine neue Auflage des meinigen einwenden; hoffe jedoch, daß die Druckfehler der letzten Auflage werden berichtigt werden.“ — „Dem Naturlaufe nach,“ spricht er 1786, „muß die Periode meiner jetzigen Daseinsart wohl bald sich schließen. Dem aber werde ich mich ohne sonderliches Bedauern unterwerfen, da ich lange gelebt, ein gut Stück dieser Welt gesehen habe, und immer neugieriger nach einer andern werde, und ich kann liebend, mit kindlichem Vertrauen, meinen Geist der Leitung des gro-

ßen und guten Vaters der Menschheit überlassen, der ihn schuf, und von meiner Geburt an bis gegenwärtige Stunde so gnädig behütet und gepflegt hat." — — „Lasset uns hoffen," ruft er, „daß wenn wir von dieser Körperlast frei sind, wir zusammen durch ein Sternen- und Sonnensystem schweifen werden, im Geleit unsrer alten Freunde, die dort schon bekannt sind!" — Ja, der Mann, den man in seiner Jugend für einen Gotteslaügner hielt, dessen religiöse Grundsätze man „abscheulich" nannte, — der Mann, der sich bei alle dem auf seine Tugend und seine guten Thaten soviel, — so viel zu Gute that, er bekennt am Abend seines Lebens als 84jähriger Greis, daß, nun er die unendliche Güte des höchsten Wesens, und eine glückliche Führung durch ein langes Leben an sich erfahren habe, es sich nicht bezweifeln lasse, daß dieselbe Liebe auch in einem andern Leben fortdauern werde, — „obwohl ich," fügt er hinzu, „auch nicht im Mindesten **dieß zu verdienen** mir einbilde."

Das waren die Erfahrungen eines langen Lebens; zu diesen Grundsätzen bekennt sich ein weiser, durch Freuden und Leiden erprobter und gelaüterter Geist, — und wer nie in seinem Leben einmal fehlte, der werfe den ersten Stein auf Franklin! —

Im letzten Jahre seines Lebens konnte er wegen der furchtbaren Schmerzen, die ihm der Blasenstein verursachte, und der immer mehrüberhand nehmenden Altersschwäche, das Bett nicht mehr verlassen! —

Zu Anfang April des folgenden Jahres, etwa sechzehn Tage vor seinem Hinscheiden, befiel ihn ein Fieber, das jedoch keine besondern Krankheitsanzeichen mit sich führte; erst am dritten oder vierten beklagte er sich über Schmerzen in der linken Brust, welche bis zum aüßersten Grade von Heftigkeit zunahmen, bis sich auch noch Husten und Athmungsbeschwerden dazu einstellten. In diesem Zustand entfuhr ihm unter der Last der Schmerzen manchmal ein Seufzer oder eine Klage, er aüßerte dann immer es sei ihm leid, daß er seine Qual nicht so zu tragen vermöge, als er wohl sollte, und drückte zugleich seine dankbaren Gefühle für das Glück aus, womit ihn das höchste Wesen gesegnet und von einem kleinen und niedrigen Anfange zu so hohem Rang und Ansehen erhoben, so daß er nicht zweifle, daß seine gegenwärtige Krankheit

väterlich darauf berechnet sei, ihn von einer Welt zu entwöhnen, auf der er den ihm beschiedenen Theil nicht mehr zu erfüllen im Stande sei. Dieser Körper- und Gemüthszustand dauerte fünf bis sechs Tage vor seinem Tode, wo ihn seine Schmerzen und Athmungs-Beschwerden völlig verließen, und seine Famlilie bereits anfing, sich mit der Hoffnung auf seine Wiederherstellung zu schmeicheln, als plötzlich ein Geschwür, das sich in seiner Lunge gebildet hatte, aufbrach und mit Eiter entlud, den er so lange auswarf, als er Kraft dazu hatte. — Aber diese Kraft nahm immer mehr ab! —

Drei Tage vor seinem Tode bat er seine Tochter, ihm das Bett zu machen, „damit er," wie er sich ausdrückte, „auf anständige Weise sterben möchte." — Weinend erwiderte die Tochter, „wie sie hoffe, daß er genesen, und noch viele Jahre leben werde." — „Ich hoffe nicht," sagte er schnell; er war des Erdenlebens müde und hatte Heimweh! — Die Athmungsbeschwerden hörten allmälig auf, es trat eine sanfte Schlafsucht ein, und am 17. April 1790, Nachts 11 Uhr, hauchte er seinen letzten Athemzug aus, mit dem er ein langes und nützliches Leben beschloß, das er auf 84 Jahre und drei Monate gebracht hatte. —

Unter seinen Papieren fanden sich einige Zeilen, die er im Hinblicken auf seinen Tod geschrieben hatte:

Abschied Benjamin Franklins!

„Das Leben ist eine Gasterei;
Wohl achtig Jahr war ich dabei:
Das Beste fiel mir zu.
Dankbar hab' ich's bedacht!
Nun ist es Zeit zur Ruh; —
Dank Wirth! Ihr Freunde, gute Nacht!" —

Das Sterbliche an diesem großen Manne ward am 21. April auf dem Gottesacker zu Philadelphia begraben.

Nie war ein Leichenbegängniß irgendwo in den Staaten Amerikas so zahlreich und ehrwürdig. Der Volkszulauf war unermeßlich. Alle Glocken in der Stadt waren gedämpft, und die Zeitungen selbst wurden mit schwarzen Rändern um-

geben. Der Körper ward unter Geschützdonner begraben, und an Nichts fehlte es, was die Verehrung der Bürger für einen so ruhmwürdigen Mann bezeichnen konnte. Der Congreß aber verordnete eine monatliche allgemeine Trauer um den unvergeßlichen Vaterlandsfreund in sämmtlichen Nordamerikanischen Freistaaten!

Die Kunde von dem Tode dieses großen Mannes ging durch die ganze Welt! —

„Franklin ist todt," rief Mirabeau in dem französischen Nationalconvente, unter tiefer Stille der ganzen Versamlung. „Der Geist, welcher Amerika die Freiheit gab, und Lichtströme über Europa goß, ist in den Schooß der Gottheit zurückgekehrt." — „Der Weise, der zwei Welten angehörte, der Mann, den die Geschichte der Wissenschaften und der Reiche einander streitig machen werden, nimmt ohne Zweifel eine hohe Stelle in der Menschenwelt ein. Völker sollen um ihren Wohlthäter trauern, die Vertreter freier Männer aber Heroen der Menschheit Andern zur Huldigung anempfehlen! Das Alterthum würde einem solchen Sterblichen, der zum Nutzen der Menschheit Himmel und Erde mit seinem großen und tiefen Geiste umfasste, den Donner und die Tyrannen*) zu bezwingen verstand, Altäre errichtet haben. Das erleuchtete, freie Europa ist wenigstens einem der größten Männer, die für Philosophie und Freiheit gelebt haben, sein Andenken und seine Betrübniß zu weihen schuldig. — Ich schlage vor, einen Beschluß zu fassen, daß die Französische Nationalversammlung drei Tage lang um Benjamin Franklin Trauer anlege." —

Das geschah, und die Begeisterung für den Amerikanischen Freiheitsapostel ging so weit, daß ein Römisch-katholischer Priester zu Paris für den Protestanten Franklin in der schwarz ausgeschlagenen Getreidehalle, in begeisterter Leichenrede Franklins Verdienste feierte, „als des Stifters der Amerikanischen Freistaaten, als Beförderer der Französischen Freiheit, als Freundes des menschlichen Geschlechts, den alle Völker aller Zeiten ehren würden." —

---

*) Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis, sagte ein Dichter von ihm, was auf deutsch heißt: dem Himmel entriß er den Blitz, das Scepter den Tyrannen.

Das Grab des Volksfreundes, des Vaterlandsvertheidigers, der so Vieles war, bezeichnet eine von Franklin selbst viele Jahre vor seinem Tode verfaßte Grabschrift:

Der Leib
des
Benjamin Franklin,
Eines Buchdruckers,
(Gleich der Decke eines alten Buches,
Aus dem der Inhalt genommen,
Und das seines Titels und seiner Vergoldung beraubt ist —)
Liegt hier, eine Speise der Würmer;
Doch wird das Werk selbst nicht verloren sein,
Sondern es wird, (wie er glaubt) einst,
wieder erscheinen,
in einer neuen
und schöneren Ausgabe,
Durchgesehen und verbessert
von
dem Verfasser. —

Funfzehntes Kapitel.

Franklins Charakter.

Franklins Leben mit seinen Tugenden und Schwächen. ist eine Sittenschule für das Menschengeschlecht, und zeigt vor Allen die Vortheile und Nachtheile des Selbstvertrauens.

Franklin ward viel durch sich, sein eigner Erzieher, sein eigner Lehrer — ausgezeichnet als Gewerbsmann, als Schriftsteller, als Naturforscher und Gelehrter, als Bürger, als Staatsmann. — —Er ward ein angesehener, reicher, mächtiger, nützlicher Mann — durch sich. Wir bewundern seine Lernbegierde, seinen unermüdlichen Fleiß, seine Beharrlichkeit und vernünftige Zeiteintheilung, seine Mäßigkeit und Spar-

samkeit, seine Gewandtheit und Liebenswürdigkeit im Umgange, im Privatleben und als Staatsmann; — seine Rechtlichkeit, Wahrhaftigkeit, Uneigennützigkeit, Volksfreundlichkeit und Vaterlandsliebe; — seine Weisheit als Gesetzgeber, seine Unbestechlichkeit, Geradheit, Offenheit und Freiheitsliebe in den Verhandlungen mit den Mächtigen der Erde.

Aber aus demselben Selbstvertrauen, das diese Tugengenden hervorgerufen hatte, entsprang auch jene Eitelkeit, jene Ueberschätzung der eigenen Vorzüge und Handlungen, die wir so oft zu bemerken Gelegenheit hatten, so wie die in seinen jüngern Jahren so schroff hervortretende feindselige Richtung gegen Religion und Christenthum. Der junge Mann, der, wie er meinte, Niemand etwas verdankte, wollte auch dem lieben Gott Nichts zu verdanken haben. Aber als er in einem langen Leben erst gesehen hatte, eines Theils, daß mit des Menschen Klugheit und Kraft doch so gar Nichts gethan sei, wie trotz Alles Bemühens, Alles mißlingen, durch einen Zufall Alles gelingen kann, da wandte sich sein Herz immer zuversichtlicher dem Glauben an eine Vorsehung zu, und sein stolzes Herz lernte Gott danken für seine Gnade! — Als er aber andern Theils sich durch die Erfahrung überzeugt hatte, wie er ohne Religion nicht blos selbst oft gefallen, und durch seine selbstgemachte Tugendlehre sich getaüscht hatte, sondern auch gerade von irreligiösen Leuten hintergangen worden war, da erkannte er abermals, daß der Mensch einer ihn mit dem höchsten Wesen in Verbindung haltenden Religion und eines aüßeren, religiösen Lebens und Kirchenthums doch bedürfe; er lernte selbst beten, und der Religionsspötter war als Greis ein warmer Lobredner des Gebets, selbst vor der Versammlung der Vertreter seines Volks!

So ward das Leben seine Schule; es laüterte und besserte ihn, es berichtigte seine Ansichten und nie — verschloß er sein Herz der Stimme der Wahrheit! Er wollte nur die Wahrheit; — — und wenn er gegen die Wahrheit aus Gott geeifert hatte, so war es in der besten Ueberzeugung, aus Irrthum, geschehen! —

Dadurch aber ist sein Leben eine Schule für die Nachwelt geworden. Jünglinge können von ihm lernen, wie man Etwas wird, — wie man in den drückendsten Verhältnissen Etwas werden kann; wie man die größten Schwierigkeiten

überwindet! — — Männern zeigte er, wie man durch Betriebsamkeit und Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Ehrlichkeit sich Zutrauen, Freunde und Wohlstand erwirbt; — wie man aus Armuth zum Reichthum gelangt und Reichthümer, wie Kräfte und Einsichten, wohl verwendet! — Greise aber können sich an seiner Geduld, seiner Rührigkeit und Heiterkeit spiegeln! Vor allem aber ist er dem Staatsbürger ein lehrreiches Vorbild. Er lebte, dachte, arbeitete, kämpfte nie für sich allein, stets für seine Stadt, sein Land, sein Volk! — Sein Wissen, seine Kraft, seine Zeit war stets dem gemeinen Besten gewidmet; er belehrte, er rieth, er gab, er half, er ermunterte, wo er nur konnte, und manche nützliche Anstalt, manche heilsame Staatseinrichtung trägt Franklins Namen, ward durch Franklins Thätigkeit gefördert, erfuhr Franklins Freigebigkeit! — Er verwaltete die öffentlichen Aemter, die ihm das Vertrauen seiner Mitbürger übertrug mit gewissenhafter Sorgfalt, mit dem uneigennützigsten Eifer; nie fragte er, was ihm dafür werde; — er that, was er für seine Pflicht hielt, ohne sich darnach zu richten, ob's ihm Geld oder Dank, oder auch Undank einbringe. — Recht und Wahrheit und Volkswohl standen ihm höher, als sein Vortheil. „Gleich ruhig und gewandt," sagt ein Zeitgenosse, „führte er ein Druckereigeschäft und ein großes Volk, war er Minister oder Willensvollstrecker im Privatleben," — und nie übte er die Ränke der Diplomatie. — „Rechtschaffenheit," behauptete er, „ist in der That doch die beste Klugheit!

Seine Zeitgenossen nannten ihn den Freund der Menschheit und den Wohlthäter der Welt, und auch wir scheiden mit Bewunderung und Dank von dem großen Manne, der für eines jeden Leben, sei er Handwerker oder Gelehrter, Bürger oder Staatsmann — jung oder alt, arm oder reich, in allen Ländern, unter allen Menschen ein nachahmungswerthes Vorbild sein kann. —

Er war ein großer Mann; und war er auch kein Christ nach dem Bekenntniß irgend einer Kirche, so war er doch ein Christ nach der That, ein wahrer Jünger unsers Herrn und Heilands, der daran seine Jünger erkennt, so sie Liebe unter einander haben. Hätte er statt des Streits der kirchlichen Parteien Einigkeit unter den Christen seiner Zeit gefunden, ungefärbten Glauben und wahre Liebe, statt Glau-

benshaß und Glaubensverfolgung, Streben nach Wahrheit, statt der Einbildung die Wahrheit allein zu besitzen, — — hätte er mehr wahre Christen um sich gesehen, — er würde sich auch des christlichen Bekenntnisses nicht geschämt haben, er würde eingesehen haben, daß ein vernünftiger Mensch eben als solcher ein Christ sein, und wenn er es nicht wäre, werden müßte. Droben werden die Schuppen ihm von den Augen gefallen sein; — droben, vor dem Herzenskündiger wird aber auch er, der sein Pfund so wohl angewandt, den Lohn seiner Thaten empfangen haben, und der über Wenigen getreue Knecht über viel gesetzt worden sein! — Und der Ruf des allbarmherzigen Gottes wird auch an ihn ergangen sein: Gehe ein zu deines Herrn Freude!! —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Bei dem Verleger dieser Schrift sind vom nämlichen Verfasse nachstehende Volksschriften erschienen:

Der Landpfarrer.

Eine Schrift

für das deutsche Volk

von

Julius Kell.

8. eleg. brosch. 1/3 Thlr. (10 Ngr.) 36 kr. rh.

Der durch seine Schriften über „biblischen Religionsunterricht" un als Volksschriftsteller durch seinen „Vater Richard" und „des Branntwein Lust und Weh" rühmlichst bekannte Verf. bietet hiermit dem größern Publ kum ein Volksbuch im höhern Sinne, in welchem er in gemüthlichen, ein fachen Dorfgeschichten das Leben und Treiben eines Landpfarrers für Al schildert, welchen die Förderung gesunder Frömmigkeit, warmer Kirchlich keit und wahren Lebensgenusses im Volke am Herzen liegt.

Die Noth der Armen.

Eine Volksschrift,

Armen und Reichen gewidmet

von

Julius Kell.

8. brosch. Preis 1/3 Thlr. (10 Ngr.) 36 kr. rh.

Die Noth der Armen ist ein Zeitthema; überall beschäftigt man si mit der Lösung dieses Problems. Der Verf. rollt in erzählender Form, l warmen, lebensvollen Zügen ein Gemälde auf, welches seinen Eindruck a die Herzen der Leser nicht verfehlen wird, indem er zugleich praktische Ande tungen giebt, wie der Noth der Armen am nachhaltigsten gesteuert we den könnte. Allen edlen Menschenfreunden kann diese Schrift nicht dringe genug empfohlen werden.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.